Princeton University Library
32101 067123081

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

Franz Carl Endres

Nargileh

Türkische Skizzen und Novellen

Buchhandlung S. H. Weis
E. HEYDRICK Nachfolger
gegenüber dem russischen Consulat
Konstantinopel

Delphin Verlag München

DR. F. H. LEWY
LEWY.
2.—

Franz Carl Endres / Nargileh

Nargileh

Türkiſche Skizzen und Novellen

von

Franz Carl Endres

Delphin-Verlag München

Umschlagzeichnung von Emil Preetorius

Copyright 1916 by Delphin-Verlag,
Dr. Richard Landauer, München

Frau Elly von Cube zu eigen

5-5-53 ABF Carnegie

RECAP

3440
.7257
.366

Inhalt

Seite

Soldatenabschied 9
Hindenburg 12
Die Etappe 14
Der Bote Allahs 17
Lagerleben 31
Bergeinsamkeit 35
Ein Nachtritt 37
Beethoven in Cilicien 45
Im Tal der bösen Geister 48
Frühlingsschlacht 68
Marmara 73
Glaube 78
Der Orientale und sein Pferd 80
Der Imam von Bagdad 88
Heimat 100

Vorwort

Wenn der feine Rauch des Nargileh, der türkiſchen Waſſerpfeife, ſich kräuſelnd aufſteigt, dann kann die Seele träumen.

Der Körper liegt auf weicher Ottomane. Läſſig hebt die Hand das Bernſteinmundſtück des langen Schlauches und ab und zu belebt ein Atemzug das klare Waſſer des Waſſerbehälters, ſo daß die roten Blätter der Schiras-roſe, die auf dem Waſſer ruhten, einen leichten, zarten Tanz beginnen.

Köſtlich iſt der Duft des feuchten Tabakes, der im Kopfe der Pfeife über dem Waſſerbehälter liegt und mit glühender Holzkohle bedeckt iſt.

Alles am Körper iſt Ruhe und ruhiges Behagen. Aber die Seele träumt und Wunſch und Hoffnung, Schmerz und Enttäuſchung formen ſich zu Erinnerungen an ver-rauſchte Zeiten.

Und die Seele fliegt in das Reich des Vergangenen, in die Wandertage des Weltkrieges, in die Schlachten des Balkankrieges, in das Alltagsleben des Orients. Kraus ſind die Wege, die ſie fliegt, ſo kraus wie die Wölkchen, die aus dem Nargileh zur Decke ſteigen.

Zu Geſtalten formt ſich der feine Rauch, zu dunſtigen Geſtalten, die mich umſchweben und mir Dinge erzählen, die im Lande des Herzens liegen . . . dort, wo Traum und Wirklichkeit ſich lächelnd die Hände reichen, dort, wo ſeltſame Töne märchenhafter Schalmeien über die weite

Heide gleiten und das Auge ſich nicht ſatt ſehen kann an leuchtenden und tiefen Farben.

Ja, das iſt das Land, in das wir durch große, weite Tore treten, wenn der feine Rauch des Nargileh Erinnerungen weckt und unſere Seele träumen heißt.

München, im März 1916

Franz Carl Endres

Soldatenabſchied

Wenn man in ſo liebem, deutſchem Quartier lag, wie ich in Adana, ſo iſt es ohne weiteres verſtändlich, daß man zu ſpät zum Zuge kommt. Selbſt eine wilde Galoppfahrt mit den ausgezeichneten Pferden meines Freundes, des deutſchen Oberingenieurs, konnte die Sache nicht mehr gut machen.

Am Bahnhof erwartet mich der Stationsvorſtand. Ich murmelte einige Entſchuldigungen, an die ich ſelbſt nicht glaubte. „Wir haben noch Zeit," erwidert er in ſeinem, den Griechen verratenden Franzöſiſch, „heute geht ein großer Rekrutentransport ab." Der Bahnhof wimmelt von bunten Geſtalten. Türken, Kurden, Jürüken und Tſcherkeſſen drängen ſich an die Wagen.

In einer Ecke des Bahnhofs ſtehen, ſitzen und hocken die Weiber. Faſt alle ſchwarz, in den unſeren Nonnenkleidern ähnlichen Scharſchafs, den ſchwarzen oder buntgeblümten Schleier feſt vor dem Geſicht. Eine Verſammlung von Geſpenſtern! Nur wenig Bewegung iſt in der Gruppe. Abſchiedsumarmungen und Küſſe vertragen ſich nicht mit den Sitten. Wie eine düſtere Wolke lagert die Schar in dem bunten Treiben der Mannſchaft.

Die Beamten und die Offiziere der Bahnhofskommandantur treiben und drängen. Mich erreichen in meinem Dienſtwagen noch einige Telegramme, ein paar Bekannte ſtrecken mir ihre Hand noch entgegen, ein von deutſcher Frauenfürſorge gefüllter Frühſtückskorb erreicht glücklich

noch den kleinen Salon, in dem ich meine kurze Dienſtfahrt machen will.

„Tamaaaam! Fertig!“ ertönt der Ruf des Schaffners.

Da kommt Bewegung in die düſtere Wolke der Frauen. Da heben ſich die Schleier. Da ſehe ich in verweinte, verhärmte, arme Geſichter von alten Mütterchen und jungen Frauen, da werden Kinder in die Höhe gehoben und Arme ſtrecken ſich in der Richtung des abfahrenden Zuges. Alle Arme in einer Richtung! Und nun wird ein Schluchzen laut, ein Weinen und ein Zittern und Beben geht durch die ſchwarzen Geſtalten; die ganze Maſſe ſchiebt ſich vorwärts in unſagbar trauriger Bewegung.

Wünſche, Hoffnungen, Sorgen und Liebe erfüllen den Raum zwiſchen den dichtbeſetzten Wagen, aus denen Hände und Tücher winken, und der ſich bewegenden ſchwarzen Maſſe der Frauen.

Da . . . es iſt furchtbar anzuſehen: Eine ſchwarze Geſtalt löſt ſich aus der Maſſe los, die in ihrer Bewegung einhält. Ein ſchmerzzerriſſenes Geſicht! Arme Mutter! Sie läuft ein paar Schritte vor, ſie reckt die mageren Arme empor und ſchreit wild, wahnſinnig, wie ein verwundetes Tier. Dann ſchlägt ſie ſich mit den Fäuſten auf ihren Leib, dann zerreißt ſie ſich mit ihren Nägeln das Geſicht, dann ſtürzt ſie mit gellendem Schrei zuſammen.

Hinter ihr erſtarrt die Schar der ſchwarzen Geſpenſter vor ſolchem Schmerz.

„Mutter! Mutter!“ ruft es aus dem Zuge! Verhallend, ohnmächtig!

Mit lautem Gerappel fahren die Achſen über den Schienenſtoß. Wohin? Wohin? . . . An die Grenzen des Reiches. Für wie lange? . . . Allah weiß es.

Der Zug, der tauſend Herzen trägt, ſtampft durch die weite, im Sonnenglanz des Morgens liegende Ebene.

Noch ſehe ich das Stationsgebäude . . . Die Beamten ſtehen beiſammen und die Schar der Weiber iſt noch am Eck des Bahnhofgebäudes verſammelt und vor ihr, wenige Schritte nur, und doch ſo unendlich einſam liegt ein ſchwarzer Punkt.

Ein Stein? Ein hingeworfenes Tuch? . . . Ein Mutterherz!

Hindenburg

Mit müder Qual keucht mein Wagen durch die Nacht und durch den Schlamm des Amanus. Seit acht Tagen Regen. Heute zum ersten Male gleißender Vollmond, der sich in tiefen Schlammpfützen spiegelt. Die Pferde sinken bis über die Sprunggelenke ein. Am Boden des Phaetons sammelt sich ein Schlammsee, in den meine Satteltaschen, meine Decken und meine Mantelecken tauchen. Was kümmert's mich!

Mein Sinnen ist versunken in der Pracht dieser Mondlandschaft. Vor mir in weiter Ferne und tief unten die glitzernde, schimmernde Ebene mit ihren hundert Bächen und Wasserrinnen. über mir, als wollten sie von rechts und links die Häupter aneinander lehnen, die gewaltigen Bergstöcke des Amanus, kahl und ernst, drohend und mächtig. Ewiger Natur urew'ge Schönheit!

Die Straße taucht in die Tiefe eines basaltischen Trümmerfeldes. Weiße Dämpfe steigen aus der Niederung, in die wir ziehen. Ein Wald von krüppelhaften Bäumen nimmt mich auf. Knorrige Zwerge bücken sich über moosbedeckte Steine und grinsende Skelette betrachten in grotesken Verrenkungen ihren Mondschatten. Zauberwald !— Schweigend still ist die Welt, nun, da meine Pferde rasten. Mein Kutscher schläft auf dem Bocke. Ich träume und freue mich der Stille.

Ein schwacher Feuerschein zuckt durch die weit auseinanderstehenden Bäume. Vielleicht das Lager von Straßen-

arbeitern! Laß ihn ſchlafen, den armen Kerl! Ich nehme die Zügel! Wie nah ſchien das Licht. Wie fern iſt es! In einer halben Stunde ſind wir am Feuer. Soldaten ſind es! Vielleicht zwanzig, die zur ägyptiſchen Armee wollen.

Sie ſitzen um ein helles, großes Feuer. Einer ſingt ein ſchwermütiges türkiſches Lied, mit leiſer näſelnder Stimme. Ein paar rauchen Zigaretten. Einer liegt am Rücken und ſpielt mit einem Grashalm. Ich trete in den Kreis.

Sie wollen ſich zur Begrüßung erheben, aber ich heiße ſie ſitzen bleiben und fange an, ſie zu fragen. Da werden ſie zutraulicher. Es ſind alles einfachſte Menſchen, können nicht leſen, nicht ſchreiben, ſelbſt ihre Sprache iſt lückenhaft, wortarm und mager. Sie wiſſen nicht recht, was gegen Ägypten beabſichtigt iſt. Nicht alle ſelbſt, gegen wen ſie fechten.

Ich erzähle ihnen von den deutſchen Siegen gegen die Ruſſen. Da leuchten ihre Augen und fünf, ſechs rufen gleichzeitig: „Hindenburg“. Und ſie beſchreiben ihn mir: „Der große Paſcha! Der große deutſche Mann! Der Schrecken der Moskowiter! Gott ſchenke ihm Leben! Möge ſeine Seele zufrieden bleiben.“

Mitten im wilden Amanus, fern, fern von jeder menſchlichen Wohnſtätte, haben dir, Marſchall Hindenburg, dieſe armen Knechte und Hirten ein ſtammelnd Loblied geſungen, das mehr als manches wohlgeformte Poem dein Soldatenherz erfreuen muß.

Die Schwingen deines Ruhmes überfliegen die Wüſten.

Die Etappe

Wo ſie liegt, dieſe Etappe, will ich nicht ſagen, obwohl es kein Staatsgeheimnis iſt. Aber daß ſie exiſtiert, das ſchwöre ich beim Barte des Propheten. Die Etappe ſelbſt iſt auch gar nicht merkwürdig, die ganze Momentaufnahme iſt nicht beſonders intereſſant. Vielleicht nur ein kleines Bildchen, das man aufnimmt, weil man gerade noch einen Film übrig hat.

Ein Bahnhof iſt es, auf dem Güter und Güter ankommen. Ein Zug nach dem anderen. Tonnen voll Gerſte, Mehl, Brot, Benzin, Eſſig, Mäntel, Schuhe, Salz, — was weiß ich! Und Schuppen fehlen. Alles unter freiem Himmel! Ratloſe Menſchen. Immer neue Waggons gebären Unermeßliches.

Das Notwendigſte auf der Etappe iſt Ordnung. Wie Ordnung halten, wenn immer neue Maſſen ſich auf die alten wälzen?

Da wird ein Deutſcher an die Spitze der Etappe geſtellt. Ein echter Dithmarſcher, daher wo Frenſſens Uhlen und Kreien wohnen. Ein lieber Kamerad. Grüß dich Gott, wenn du's lieſt!

Der ſchaute ſich die Sache an. Aber er rang nicht verzweifelt die Hände, ſondern ſtülpte die Ärmel auf und warf ſich in das wüſte Chaos. Die Arbeit hatte eine gewiſſe Ähnlichkeit mit der Weltſchöpfung. Erſt einmal das Feuchte vom Feſten trennen! Benzin und Mehl vertragen ſich ebenſowenig, wie Petroleum und Zwieback.

Und wie Jörn Uhl wohnte! Ein Viehwagen war ſein Palaſt für Wochen. Dachpappe drüber, weil es durchregnete, und dann Wellblech, weil es durch die Pappe regnete, und dann wieder Pappe, weil es, bei Gott, 's iſt wahr, durch das Wellblech regnete . . . und dann regnete es doch durch. Aber das Bewußtſein, vierfach geſchützt zu ſein, war ſchon etwas wert. In der Nacht ſtand das Feldbett doch *immer* da, wo es durchregnete.

Verpflegung? Hm! Das iſt Geſchmacksſache! Hammel mit Bohnen und zur Abwechſlung Bohnen mit Hammel. Dazu viel Zwiebel und noch mehr Knoblauch. Auch in die ſüßen Speiſen! Da mußte Jörn Uhl ſelbſt kochen.

Ehrbarer Petroleum-Exploſions-Doppelpatent-Sparkochapparat! Ich kenne dich! Wir hatten dich auf einer gemeinſchaftlichen Expedition dabei und ſind *nicht* verunglückt. Mehr kann man nicht verlangen. Und es wurde ein deutſches Eſſen gekocht: Suppenwürfel, Eierkuchen und knoblauchloſe Hammelrippen.

Einen Blumengarten legte ſich Jörn Uhl auch an. In jenen Gegenden wachſen die Cyklamen wild und eine ganze Reihe ſtand an den Wänden des Viehwagens, und ſie blühten um die Wette. Ganz heimlich war es in dieſem Salon.

Die türkiſchen Unterbeamten waren gelehrig und von Tag zu Tag wurde die Etappe beſſer und beſſer. Nur einmal — geht das Gerücht — ſoll Jörn Uhl im Kampf mit Kamelen ſich befunden haben und unterlegen ſein. Er wollte beſonders geformte Laſten, die klappernde Gegenſtände enthielten, mit Kamelen weiter befördern. Aber

das Kamel heißt nicht umſonſt Kamel. Es iſt wirklich dumm! Laſten, die Geräuſche verurſachen, liebt es nicht. Unſer Jörn Uhl ſteht dozierend vor einem Kamel. Er ſpricht fließend Türkiſch, und nur, wenn er mal flucht, kommt was Plattdeutſches aus dem Gehege ſeiner Zähne. Die Umgebung lauſcht ſeinen Worten. Das Kamel kniet gottergeben und boshaft-hinterliſtig da, um ſeine Laſt zu empfangen. Man naht mit den klappernden Käſten. Da brummt das Kamel. — Erneute Beratung! Denn wenn das Kamel brummt, iſt es böſe und wenn es böſe iſt, wird es gefährlich. Aber Jörn Uhl läßt nicht aus. Mit Energie wird die Laſt verſtaut. Das Kamel erhebt ſich brüllend. Der Inhalt ſeiner Bürde klappert, wie ein Sack voll Blechgeſchirr.

Hoppla ... das Kamel erſchrickt! Es hebt ſein unſagbar hochmütiges, dummes Geſicht in den Himmel ... es beginnt zu laufen. Neues Geklapper! Heiliger des Himmels ... es galoppiert! Der Wärter fliegt auf die Seite ... es raſt! Eine Eſelherde ſcheut vor dem klappernden, raſenden Ungetüm. Andre Kamele zeigen ihren Unmut durch Brüllen an. Wenn ſie auch zu raſen anfingen? Weltuntergang! Die Leinen der Laſt reißen, der Inhalt ſtürzt, fliegt, kollert, toſt umher. Alles ſchreit, läuft, hält die Tiere —

Ein Türke geht auf Jörn Uhl zu und ſagt ihm ernſt und mit trauriger Miene: „Die Kamele wünſchen das nicht!“ — „Na denn nicht,“ ſagte Jörn Uhl und wandte ſich der ſinkenden Sonne zu.

Der Bote Allah's

Eine Erzählung

Mehmed Ali war Unteroffizier der Reserve und dachte an alles andere mehr, als an den Weltkrieg. Er wohnte in einem kleinen Orte in der Nähe von Aleppo und hatte so etwa um die Zeit des Attentates von Serajewo seine kleine Supidé, die Tochter des Bürgermeisters geheiratet. Mehmed Ali selbst war ein Schreiber. Sehr glücklich waren die Wochen der jungen Ehe. Supidé war schön und lebhaft, feurig in der Liebe und unersättlich. Und Mehmed Ali war jung und stark und war trotz seiner 22 Jahre den Frauen nie näher getreten, selbst damals nicht, als er in Aleppo diente und abends so oft in das arabische Theater ging, wo es viele christliche Syrierinnen gab, die so heiße Augen machten. Loskaufen konnte er sich nicht, dazu war er zu arm. Die Goldstücke, die er dazu gebraucht hätte, waren zwar schon vorhanden, aber er sparte sie lieber auf, um ein nettes und gut erzogenes Mädchen damit zu gewinnen. Der alte Bürgermeister war denn auch der Heirat seines Schreibers mit seiner Tochter nicht abgeneigt, als Mehmed Ali nach seiner Dienstzeit durch seine Mutter werben ließ und deutliche Angaben über sein Brautgeschenk machen konnte. Er selbst sah Supidé zum erstenmal am Hochzeitsabend. Bis dahin kannte er sie nur aus den begeisterten Schilderungen seiner Mutter. — Aber der Eindruck, den er an seinem Hochzeitsabend erhielt, war so günstig, so

überaus günstig, daß er sein Geschick nicht genug preisen konnte.

Bald nach der Hochzeit starb sein Schwiegervater und Suleiman, ein wüster Frauenjäger, wurde Bürgermeister. An Supidé wagte er sich nicht heran und mit Mehmed Ali war er sehr zuvorkommend.

Da kam der Mobilmachungsbefehl auch in den kleinen Ort, wo Mehmed Ali wohnte.

Die ersten Wochen mußte der junge Ehemann in Aleppo Rekruten drillen. Nach drei Tagen ließ er, halb verrückt vor Sehnsucht, seine kleine Frau nach Aleppo nachkommen. Nun machte er noch einmal so gerne Dienst, denn er dachte an die Stunde nach dem Abendapell, wo er frei war — nein, wo er sich in die süßen Ketten seiner geliebten Supidé warf, wo er sie in Küssen und Liebkosungen erstickte.

Dann aber kam ihm ein Tag furchtbaren Schmerzes. Das Bataillon wurde nach Konstantinopel abtransportiert. Der Abschied am Abend vorher war erschütternd. Die drei Monate seiner Ehe waren wie eine Liebesnacht verrauscht. Und als Supidé ihm sagte, daß sie sich Mutter fühle, da brach Mehmed Ali in Tränen aus und verfluchte neben allen Feinden des Reiches auch den Krieg und sich und alles. — Er war ganz sinnlos.

Der Zug mit dem Bataillon auf den Achsen rollte in dem Tal langsam dahin. Aus einzelnen Wagen klangen schwermütige Lieder in den Abend. Mehmed Ali, der Feldwebel geworden war, hatte trübe Gedanken. Supidé war jetzt wohl schon bei seiner Mutter im Dorfe. Wenn

der Krieg nicht allzulange dauerte, war wohl auch keine Not zu befürchten, obgleich vom Gesparten schon mancher Piaster weggeflogen war. Das steht in Allahs Hand. Aber wenn er fiele? Wenn er länger fortbliebe als das Ersparte reichte?! Wenn Suleiman seine Hand nach Supidé ausstreckte? Sie war ja schutzlos. Was bedeutete seine Mutter, das arme Weiblein? Das Blut wallte ihm auf und klopfte in seinen Schläfen.

Am Abend erreichten sie Radju und schlugen ein Lager auf. In den nächsten Tagen überquerten sie das Gebirge des Amanus und wurden auf der Strecke nach Adana wieder eingeladen.

In Adana selbst blieben sie mehr als eine Woche.

Mehmed Ali schrieb an seine junge Frau. Er bekam aber keine Antwort. Die Post brauchte wohl recht lange.

Ein Unteroffizier, der acht Tage länger in Aleppo zurückgeblieben war, erreichte das Bataillon, als es eben nördlich des Taurus wieder in die Bahn nach Konia eingeladen wurde.

Ein herrlicher Herbstmorgen lag über dem Tal von Bosanti, als der Zug sich in Bewegung setzte. Die hohen Bergzacken leuchteten im Rot der herbstlichen Sonne, in den Spalten und Klüften der Nebentäler brauten noch die Nebel und begannen in ziehender Bewegung zu zerfließen. über dem Heidegras zu beiden Seiten des Eisenbahndammes glitzerte der Tau und die schroffen Felsen, durch die der Schienenweg gesprengt war, blinkten naß, ganz dicht zu den Wagenöffnungen herein. Lerchen trillerten in der Luft

und Herden von Schafen und Ziegen weideten auf den Bergwieſen. Wunderbare Ausblicke taten ſich auf. Die Bahn führt da am ſteilen Hang eines mächtigen Bergblockes entlang. Zur linken Seite ſchaut man in das tiefe Tal, weiter drüben ſchiebt ſich eine Kuliſſe ſteiler, ſchneebedeckter Berge vor die andere. Unendlich weit iſt der Blick über Hunderte von ſonnegegrüßten Gipfeln.

Mehmed Ali ſah von alledem nichts. Er ſaß in ſeinem Abteil III. Klaſſe mit einigen Unteroffizieren beiſammen und rauchte ſchweigend mit halbgeſchloſſenen Augen eine Zigarette.

Im Nebenabteil, das durch die Bank getrennt war, unterhielt ſich der neuangekommene Unteroffizier mit ſeinen Kameraden.

Mehmed Ali lauſchte mit Anſtrengung den Berichten aus Aleppo. Halt . . . was war das? Der Unteroffizier war in Mehmeds Dorf geweſen . . . Er hat beim Bürgermeiſter zu tun gehabt? . . . Was für ein Gerücht? . . . Von was redet er?! . . .

Es wird dunkel vor Mehmeds Augen. Sein Geſicht verzerrt ſich, das Blut tritt in gewaltigem Stoß zum Herzen. Er ſpringt auf. Alle ſchauen ihn entſetzt an und glauben, er ſei plötzlich von ſchwerer Krankheit befallen.

Er ſtürzt, ſchwankend, wie von Sinnen, in das Nebenabteil und brüllt den Unteroffizier an: „Was ſagſt du? Sprich? . . . Hinaus ihr anderen in das andere Abteil! Hinaus . . . hinaus . . .“

Sie folgen ſeinem Drängen.

Nun greift Mehmed nach dem Kopf des anderen und ziſcht: „Hund . . . ſag es.“

Der andere hat Todesangſt. Er ſieht die bleiche verzerrte Grimaſſe Mehmeds vor ſich und fühlt den Druck ſeiner Finger am Halſe.

„Ich will dir alles ſagen,“ röchelte er. „Verzeihe mir, Feldwebel, ich wußte nicht, daß du nebenbei warſt.“

„Sprich,“ flüſtert Mehmed, „beim allmächtigen Gott, ſprich.“

Und der Unteroffizier erzählt, daß der neue Bürgermeiſter Supidé zu ſich habe bringen laſſen. Mit Gewalt offenbar. Das ſei wenige Tage geſchehen, nachdem Supidé aus Aleppo zurückgekommen ſei. Er ſelbſt habe es im Hauſe des Bürgermeiſters von einer Magd gehört, ſei dann zu Mehmeds Mutter gegangen und dieſe habe es ihm beſtätigt.

„Warum haſt du es mir nicht ſofort geſagt,“ frägt ihn Mehmed.

„Herr, ich fürchtete, daß . . .“

„Daß ich zurücklaufe,“ lachte Mehmed. „Daß ich ſie alle totſchlage . . . ha, ha . . .! Du, das wird ein Spaß, und ich ſchwöre dir, daß ich dieſes Schwein von Bürgermeiſter zum Eunuchen mache, bevor ich ihn verrecken laſſe . . .“

Mehmed riß die Tür des Abteils auf, ſtieß den Unteroffizier, der ihn halten wollte, mit der Fauſt zurück und ſprang mit einem weiten Sprung auf das ſchmale Wieſenband, das den Bahnkörper von der tiefen Schlucht trennte, die zu ſeiner Linken lag.

Der Unteroffizier und die Kameraden im Nebenabteil, die den letzten Satz Mehmeds gehört hatten, streckten die Köpfe zum Fenster heraus.

Mehmed kletterte in die Tiefe.

„Man muß den Zug halten lassen und den Deserteur erschießen," sagte ein alter Sergeant. Aber ein ganz junger Unteroffizier erwiderte ihm: „Nein, Herr. Man muß Allah nicht in das Handwerk pfuschen. Mehmed ist Allahs Bote."

Als Mehmed die Tiefe des Tales erreicht hatte, atmete er auf, ließ sich an einer Pinie, die einsam an einem kleinen Bache stand, nieder und schloß vor Erschöpfung die Augen.

Er fühlte, daß Allahs Hand ihn schützte; denn der Sprung aus dem fahrenden Zug auf das schmale Grasband war etwas Furchtbares gewesen. Die Schrecken dieser Tat kamen erst jetzt über ihn, und mit ihnen der Gedanke, daß er mittellos und waffenlos in unbekannter Gegend sich befinde, daß jeder Landgensdarm in ihm den Deserteur ohne weiteres erkennen würde, und daß der Tod sein Schicksal sein werde. Da biß er die Zähne aufeinander: „Erst will ich meine Rache haben, dann will ich sterben," murmelte er und begann nun seinen Plan zu fassen.

„Zu allererst muß diese Uniform fort und ich muß bürgerliche Kleidung haben, dann erst bin ich sicher. Dort steht die Sonne . . . dort also ist der Osten . . . so werde ich dahin wandern nach Süden . . . ja, nach Süden." Er rechnete aus, daß er etwa drei Wochen werde marschieren müssen. Und er griff nach seinem Geldbeutel: „25 Piaster!

Da wirſt du hungern oder betteln müſſen, Mehmed," ſagte er ſich und machte ſich auf den Weg. Er kam an ein kleines Dorf. Das umging er vorſichtig. Es konnte eine Gendarmerieſtation dort ihren Sitz haben. Der Tag war heiß und ſchon meldete ſich Hunger und Durſt.

Als die Schatten länger wurden, traf er auf eine einſame Hütte. Der Hund fiel ihn wütend an und alarmierte die Bewohner. Eine Frau und zwei Kinder riefen den Hund zurück und verſchwanden mit ihm im Hauſe. Dann erſchien ein alter, weißbärtiger Mann. Der grüßte Mehmed tief und fragte ihn, wohin er gehe.

„Zu dir," ſagte Mehmed, „du mußt mir helfen."

„Du biſt deſertiert," lachte der Alte, „haſt keinen Säbel und keinen Mantel. Dich werden ſie bald haben. Sind viel Patrouillen da in der Gegend. Mach', daß du fortkommſt."

Da ſtürzte ſich Mehmed auf den Alten, hielt ihm den Mund zu und flüſterte: „Sprich keinen Laut, ſonſt biſt du tot, ehe dein Hund kommt. Geh mit mir."

Der Alte ging mit und verſuchte den Soldaten zu beſänftigen, indem er ihm mit ſeiner alten zitternden Hand den Ärmel ſtreichelte.

An einem Gebüſch hielten die beiden.

„Zieh dich aus," ſagte Mehmed.

Der Alte wollte etwas erwidern.

„Zieh dich aus!" donnerte ihn Mehmed an.

Da gehorchte der Alte, denn er fürchtete ſich vor den wilden Augen Mehmeds, den er für verrückt hielt. Mehmed zog die Kleider des Alten an.

„So, Väterchen, nun geh heim und ſieh zu, daß dein Hund dich nicht frißt und laß es dir nicht einfallen, mir das Tier nachzuhetzen, du hätteſt morgen einen Hund und eine Hütte weniger.“

Der Alte zog die Soldatenhoſe Mehmeds an, den Rock nahm er über den Arm und trollte ſich.

„Sieh da,“ dachte ſich Mehmed, „wie leicht iſt es, ein Straßenräuber zu ſein.“

Nun fühlte er ſich aber doch weſentlich wohler, als in der verräteriſchen Uniform. Er übernachtete im Freien, zwang ſeinen Hunger nieder. Die Kühle der Nacht weckte ihn bald. Da ſtanden noch die Sterne am Himmel, und Orion wies ihm den Weg.

Aber auch in der folgenden Zeit vermied er größere Anſiedelungen, deren er meiſt nur eine jeden Tag begegnete. Nächtigte meiſt im Freien, bettelte an kleinen Einzelhöften und legte große Strecken zurück. Einmal begegnete ihm ein Eſeltreiber, der aß, während er des Weges ritt, ein großes, ſchön gelbes Brot. Mehmed lief der Speichel im Munde zuſammen. „Bitte, gib mir etwas Brot,“ ſagte er, „Gott wird dir tauſendmal dafür geben.“ „Pack' dich, Hundeſohn,“ war die Antwort. Da ſchlug Mehmed mit einem Hiebe den Eſeltreiber von ſeinem Eſel herunter, nahm ihm das Brot und noch eines dazu, das in ſeiner Taſche ſteckte, ſetzte ſich auf den Eſel und ließ den Treiber liegen.

Dann kamen ihm die Gewiſſensbiſſe. Aber er tröſtete ſich. Er ſagte ſich, daß er ja gebeten habe, daß Allah es

jedem Gläubigen zur Pflicht mache, von dem Seinen den Armen zu geben. Wenn der Eſeltreiber ihm nicht gab, ſo war das einfach Sünde und dann war ja ſchließlich alles ganz einerlei. Er hatte nur ſo lange zu leben, bis ſeine Rache vollzogen war. Und die mußte vollzogen werden. Was ihn daran hinderte, mußte es büßen. „Ich werde ja morden," überlegte er, „ob ich da noch einem Eſeltreiber ſeinen Eſel wegnehme, oder nicht, das ſpielt keine Rolle." Und er ritt ſeines Weges weiter in tiefen Gedanken.

Manchmal fuhr er des Nachts erſchreckt auf. Er ſah Geſtalten durch den Monddämmer huſchen, er hörte Pferdegetrappel und verkroch ſich in dichteſtem Buſch. Aber die Heide lag ſtill und friedlich da, niemand verfolgte ihn, niemand vermutete in dem jammervoll ausſehenden, beſchmutzten Bettler den ſchmucken, flotten Baſchtſchauſch*) Mehmed Ali.

Manchmal auch ſtöhnte er ſchwer im Traum. Da war er im Begriff, Rache zu nehmen. Er ſah Suleiman und Supidé in zärtlichſter Umarmung und ſtand dabei mit dem gezückten Dolch in der Hand, und wenn er ſich auf das Bett ſtürzen wollte, rückte das Bett weg, und wenn er dem Bette nachlief, lief das Bett ſchneller, während ſeine Füße am Boden klebten und ſeine Beine, ſchwer wie Blei, kaum zu heben waren. Nach ſolchen Träumen wachte er keuchend und in Schweiß gebadet auf.

Endlich, an einem Abend, ſah er die Moſchee ſeines

*) Feldwebel.

Dorfes von ferne. Sein Herz ſchlug und er zitterte an Händen und Füßen. Seinen Eſel hatte er ſchon mittag verkauft und für den Erlös ein kurdiſches Meſſer erworben. Für den Reſt ſeiner Habe hatte er es ſchleifen laſſen, ſo ſcharf, daß der ſeidendünne Stahl der Schneide wie ein Glas klang, wenn man mit den Knöchel hinklopfte, ſo ſcharf, daß es ein Blatt, das welk vom Baume auf die Schneide fiel, zerſchnitt. Dies Meſſer barg er an ſeiner Bruſt. Da lag es neben ſeinem Haß, ganz dicht dabei und konnte ſich mit dem Haß unterhalten. Und wenn der Haß zu toll an die Rippen ſchlug, dann klirrte das Meſſer und ſprach: „Warte nur. Heute nacht!“ Und dieſe Worte des Meſſers taten dem Haſſe wohl, denn er hungerte ſchon den achtzehnten Tag.

Als die Nacht hereingebrochen war, ſchlich er in das Dorf. Da lag gleich am Anfang ſein Häuschen in einem kleinen Garten. Ja ... dort! Es brannte kein Licht, aber im Sternenlicht erkannte er die Umriſſe. Dort ... ja dort war ſein Harem ... da wartete Supidé ... nein ... nein, die iſt ja fort. Weg mit den Gedanken an das Glück! Das iſt vorbei. Nur mehr das eine ... dann iſt alles getan, dann iſt alles zu Ende.

Er kam an das Bürgermeiſteramt. Da alſo ... oh, er kannte das Haus gut. Seine Amtsſtube lag zu ebener Erde ... dort links vorne an der Ecke, und das Fenſter ſchloß doch nie gut. Da war es oft kalt. Was freute ihn mit einem Male ſo, daß es ihm ganz heiß zur Kehle her=

aufſtieg? Das Fenſter . . . das Fenſter. Das war ſicher noch ſo ſchlecht wie einſt.

Wie eine Katze ſchlich er an das Haus.

Ein leichter Druck, und das Fenſter gab nach. Mit einem Sprung war er auf dem Sims, dann ließ er ſich vorſichtig in das Zimmer herab. Da klirrte das Meſſer in der Scheide.

„Warte," flüſterte Mehmed. „Gleich. Nur noch ein paar Minuten."

Er wußte, daß der Harem im erſten Stocke lag.

Die Treppe knarrte und Mehmed hielt ſich zitternd und bebend am Geländer an. Nun war er oben. Da war die Türe, ein Lichtſchein ſtahl ſich durch die Türritze auf den Flur.

Mehmed fühlte ſein Herz im Halſe, rote Sterne jagten in tollem Wirbel vor ſeinen Augen, ſeine Hände waren naß, Schweiß perlte auf ſeiner Stirn. Er hörte ſeinen Puls! Es war ganz ſtill im Hauſe — nur ſein Herz ſchlug laut ... wie ein Hammer auf eine dumpfe Maſſe.

Da verließ ihn die klare Beſinnung. Er warf ſich wie ein Tiger gegen die Türe und brach mit ihr ins Zimmer hinein. Entſetzt ſprang der Bürgermeiſter aus dem Bette, mit einem ſchrillen Schrei verkroch ſich Supidé unter die Decke.

Es war hell im Zimmer.

Mehmed reißt das Meſſer aus der Bruſt. Er will den Bürgermeiſter anſchreien, will ihm noch eine Flut von Beſchimpfungen ins Geſicht ſpeien — aber ſeine Stimme

verſagt, nur Schaum ſprudelt aus ſeinem Munde. Noch ehe der Bürgermeiſter rufen kann, hat ihn Mehmed zu Boden geworfen und blitzend fährt die Klinge durch die Luft, ſtößt in den zuckenden Leib des Liegenden und tut ihr Werk.

Dann läßt Mehmed den Heulenden liegen und raſt auf das Bett zu, reißt das ſchreiende Weib aus den Decken und ſtellt es nackt in eine Ecke des Zimmers, wo es ſtarr ſtehen bleibt, wie eine Puppe.

„Kennſt du mich?“ brüllt er. „Kennſt du mich? Sag ſchnell, war es Gewalt von ihm oder liebſt du ihn! Sterben mußt du ſo und ſo. Alſo ſprich die Wahrheit in deiner letzten Stunde!“

„Es war Gewalt, ich liebe nur dich . . . nur dich.“

„Ich glaube dir, Supidé —“

„Ich konnte nichts dagegen tun, er hat doch alle Macht. Die Mutter hat eine Anzeige gemacht, aber es iſt weit bis zum Gouverneur und . . . er hat wohl die Anzeige abgefangen.“

„Ich glaube dir, Supidé,“ ſagt Mehmed und ſtreichelt ihre Wangen.

„Arme Kleine, arme Kleine,“ dann küßt er ſie auf ihre Lippen und ſenkt das Meſſer langſam tief in ihr Herz. Lautlos bricht ſie zuſammen.

Der Bürgermeiſter hat das Bewußtſein verloren.

Leute, durch das markerſchütternde Schreien geweckt, dringen in das Haus ein und ſtürmen die Treppe herauf. Sie ſehen die tote Supidé, den Bürgermeiſter und er-

kennen Mehmed, der auf dem Bett ſitzt und mit einem Bettuch das Meſſer abwiſcht. Ganz ſäuberlich und ſorgſam macht er dieſe Arbeit.

Die Männer erkennen blitzartig ſchnell die Lage, obwohl der Bürgermeiſter verſtanden hatte, alles geheim zu halten.

Sie ſtehen und ſtarren. Unterdrückte Ausrufe „Allah, Allah" ſind hörbar.

Niemand wagt Mehmed anzureden, geſchweige denn zu berühren. Der Polizeioffizier kommt und wird auf der Treppe ſchon unterrichtet. Er hat ſeit vierzehn Tagen ein Telegramm des Bataillons in Händen, das ihm Mehmeds Flucht und den Befehl zur Verhaftung brachte.

Er tritt auf Mehmed zu und ſpricht: „Folge mir, lege das Meſſer weg, du biſt verhaftet."

Da richtet ſich Mehmed auf. Unwillkürlich treten alle etwas zurück, auch der Polizeioffizier.

Mehmed ſpricht, während der wieder zu ſich kommende Bürgermeiſter wimmert.

„Nein, Hauptmann, ich bin frei und will frei bleiben. Dieſen da," damit zeigt er mit der Spitze ſeines Meſſers auf den Bürgermeiſter, der ſich jetzt in furchtbaren Qualen am Boden wälzt, „pflegt gut. Er ſoll langſam ſterben. Und er wird ſterben, aber wohl erſt in einigen Tagen. Das Weib aber begrabt und betet an ihrem Grabe, ſie war rein und ohne Sünde. Und trägt ein Kind in ihrem Leibe. Mein Kind . . . nicht ſeines."

Der Polizeioffizier will wieder auf Mehmed zugehen.

„Halt, Hauptmann, mich dauern deine Kinder. Warte einen Augenblick.“ Und Mehmed fährt fort:

„Ich habe das getan, weil ich es tun mußte. Und ich richte mich ſelbſt, weil kein Platz mehr auf der Welt für mich iſt. Betet zu Allah dem Allmächtigen.“

Dann ſtieß er ſich das Meſſer tief und gerade von vorne in das Herz. Lächelnd ſank er auf das Lager und ſtarb.

„Amen, Amen“, flüſterten die Anweſenden und der Polizeioffizier gab leiſe ſeine Anordnungen.

Lagerleben

Türkenzelte! Wer kennt ſie nicht aus alten Bildern und Stichen? Rund und weiß und ſpitz. Es läßt ſich gut in ihnen wohnen. Sie ſind geräumig, ſchützen gegen Wind und Regen und ſind jedem unſauberen Quartier weit vorzuziehen. Ein türkiſcher Offizier erzählte mir, daß er ſeit fünf Jahren im Zelte lebe. Das ſei ſehr ſchön, nur habe er infolgedeſſen ſeit fünf Jahren weder Frau noch Kind geſehen. Ein türkiſches Lager und Frauen iſt etwas ganz Unvereinbares. Die Mannſchaft liegt zu zehn und zwölf in einem Zelt im Kreiſe umher. Die Offiziere zu zweit oder zu dritt. Höhere Offiziere haben ihr eigenes Zelt.

Ortsunterkunft während Übungen oder im Kriege gibt es nie. Jetzt im Winter ſind ausnahmsweiſe die Truppen da, wo es möglich war, in leere Häuſer gelegt worden. Die Belegung eines bewohnten Hauſes verbietet die Sitte.

Wenn der Frühling kommt, verläßt der Türke gerne die Häuſer. Der Nomade erwacht in ihm.

Die orientaliſche Gaſtfreundſchaft habe ich oft im Lager erfahren. Einmal kam ich an den Zelten einer Proviantkolonne vorbei. Da ich den Nachmittag noch zu tun hatte, ſandte ich meinen Adjutanten zum Kommandeur der Kolonne mit der Anfrage, ob ich bei der Kolonne übernachten könne. Mein Adjutant kam in Begleitung dieſes Herrn mir nachgeritten, der mich mit den liebenswürdigen Ausdrücken der Landesſitte einlud, ſein Gaſt zu ſein.

Man bedenke bei der Lektüre dessen, was folgt, daß die Kolonne in menschenleerer Einöde in ihren Zelten lag.

Als ich spät abends — der Kommandeur der Kolonne hatte mich ständig begleitet — in das Lager kam, begrüßten mich die versammelten Offiziere, Ärzte und Beamten. Man führte mich in ein geräumiges, in zwei Abteilungen geteiltes Zelt, das unschwer als das des Kommandeurs zu erkennen war. In diesem Zelt wurde mir ein sichtlich nach europäischem Rezept bereitetes Diner serviert. Woher sie die guten Sachen alle in dieser Schnelligkeit herbekommen hatten, ist mir heute noch ein Rätsel. Nach dem Essen versammelten sich wieder die Offiziere, wir unterhielten uns lange in allen Sprachen. Endlich wurde ein Vorhang zurückgeschoben: Mein Schlafgemach! Das heißt, das des Kommandeurs. Auf mein dringendes Bitten, sein Bett doch selbst benützen zu wollen, wurde er fast böse und erklärte mir, daß meine Weigerung, all das zu nehmen, was ihm gehöre, ebenso wäre, als würde ich ihm die Hand nicht geben oder ihn nicht grüßen. Ein Diener war bei mir, bis ich im Bett lag, und dann hörte ich noch den Schritt des aufgestellten Postens, der meine Ruhe bewachte. Am nächsten Morgen mußte ich um vier Uhr das Lager verlassen. Um drei Uhr weckte mich der Kommandeur persönlich, und ein reizendes Frühstück wurde alsbald in das Zelt getragen. Damit ich in der Dunkelheit nicht über die Zeltleinen fiel, standen vor meinem Zelt vier Laternenträger, die mich bis an den Platz führten, an dem ich aufsaß. Alles das einem wildfremden Offizier

und unter Verhältniſſen, die die Behaglichkeit des eigenen Lebens ſehr erſchwerten.

Man darf im Kreiſe türkiſcher Offiziere nie etwas bewundern, was einem der Herren zu eigen iſt. Es wird einem ſonſt unfehlbar geſchenkt. Die gleiche Gaſtfreundſchaft halten ſie aber auch untereinander. Im kleinen das gleiche Bild bei der Mannſchaft. Da kommt noch die türkiſche Sitte dazu, daß es für den einfachen Mann keine größere Freude gibt, als dem Höhergeſtellten einen Gefallen zu tun. Überdies iſt der deutſche Offizier bei der türkiſchen Mannſchaft außerordentlich beliebt und geſchätzt.

Von der Bedürfnisloſigkeit des anatoliſchen Soldaten macht man ſich kaum eine rechte Vorſtellung. Er nennt nichts ſein eigen, iſt zufrieden und glücklich, wenn er Brot und Suppe, Waſſer und ein Zelt hat. Und wenn er weiß, daß man ein Herz für ihn hat, ihm die paar Anforderungen, die er an das Leben ſtellt, durch eigene Arbeit und Fürſorge erfüllt, dann geht er für den, den er auf dieſe Weiſe liebgewonnen hat, durchs Feuer.

Ein ſinnendes Weſen liegt in der Natur des Orientalen. Sein Fatalismus ſtumpft ihn gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens ab, viel zu ſehr ſogar, denn er erzeugt Gleichgültigkeit und damit Untätigkeit. Nichts iſt ihm lieber als träumende Ruhe, die er oft mit beſchaulicher Naturbetrachtung verbindet.

Abends, wenn das Padischamis tschock yascha, das dreimalige Hurra auf den Sultan, beim Appell verklungen iſt, oder am Feiertage, verlaſſen Gruppen und Einzelne das

Lager und wandeln auf einen Punkt mit weiter Fernsicht. Dort lassen sie sich nieder und schauen stundenlang in die Weite. Eine Zigarette, eine Orange und ein Stück der beliebten Wassermelone erhöhen den Genuß. Wenn die Stimmung sehr fröhlich ist, bilden sie einen Kreis, singen ihre eintönigen Lieder und klatschen mit den Händen, während zwei von ihnen inmitten des Kreises sich im Tanze drehen.

Sehr viele aber lieben die Einsamkeit, sind schweigsam und fast nie fröhlich.

Der Alkohol, der in der Mittelklasse und namentlich von den Gebildeten oft übermäßig getrunken wird, ist dem einfachen Mann ganz unbekannt.

Der Kreis des Lebens dieser Menschen ist so klein, so ohne alle Arabesken und Komplikationen. Und doch habe ich auch bei ihnen keinen Wunschlosen gefunden.

Es wäre ein großer Fehler, wollte man den Orientalen im Durchschnitt glücklicher als uns nennen.

Bergeinſamkeit

An der einſamen Straße, die durch den Taurus ſich windet, liegt, an die Felſen geſchmiegt, eine Hütte, ein „Han", wie es die Türken nennen. Weit und breit kein Dorf, kein Haus.

Jetzt im Kriege iſt die Straße belebt, vor dem Kriege war ſie ſtill genug.

Die Hütte beſteht aus einem durch offenes Feuer rauch-erfüllten Raume, in dem ein paar Decken, ſchmutzſtarrend, auf hölzernen Pritſchen liegen. Am Feuer ſteht der brodelnde Teekeſſel, neben dem Feuer hockt der alte, lahme Hanbeſitzer.

Dort kam ich an in mondloſer, ſtürmiſcher Nacht. Mein Kutſcher ſtellt die Pferde nahe an die Hütte. Ich trete ein. Der Tee im ſchmutzigen Glaſe war doch eine Erfriſchung. Ich ſetze mich an das Feuer und laſſe mir die Glut ins Geſicht brennen. Der Alte, den ich kenne, ſpricht nur ein leiſes Selam Aleicüm, das ich mit einem ebenſolchen Aleicüm selam beantworte. Unſere Schatten ſpielen, von der ſpringenden Flamme gehetzt, an der Wand. Mich wundert es, daß der Alte mich nicht ausfragt, denn der Orientale iſt im allgemeinen neugierig. Aber er blieb ſtill, zog ſeine Gebetskette aus dem Gürtel und ſpielte mit ihren Perlen. Ab und zu ſchaute er mich freundlich an.

Ich ſah ins Feuer und horchte auf den Sturm.

Und die unermeßliche Einſamkeit trat an mich heran.

Der Alte mir gegenüber ſchien zu erſtarren, nur die bewegungsloſe Maske eines Menſchen zu ſein.

Nun ließ der Sturm mit einem Male nach.

Der Alte ſchlief.

Das Feuer fiel zuſammen.

Da fing die Einſamkeit an, ein Lied zu ſingen. Ein arabiſches Lied. Eintönig und ſchwermütig.

Woher das nur kam? Ich hatte es wohl geträumt. Da ging ich leiſe aus dem Han, um den Alten nicht zu wecken, und auf die Straße hinaus.

Der Kutſcher lag auf ſeinem Bock und ſchlief, die Pferde ſchliefen an der Krippe und das eintönige arabiſche Lied verklang auf der Bergſtraße.

War wohl ein einſamer Soldat, der ſeiner Truppe nachmarſchierte.

Ein Nachtritt

In Radju war ich wieder einmal angekommen. Und wieder einmal lag die Durchquerung des wilden, unwirtlichen Amanus vor mir. Radju war damals noch die Endstation der Bahn, die von Aleppo kommt. Heute geht die Bahn bis Islaje, das schon am Fuß des Amanus liegt, weiter. In kurzer Zeit wird sie in vielen Tunnels bis Osmanije sich durchwinden und man wird von Aleppo nach Adana, bequem im Polster ruhend und aus seinem Frühstückskorb schlemmend, seinen faulen Leib tragen lassen — man wird damit an Bequemlichkeit gewinnen und an innerem Erlebnis verlieren.

Vorläufig ist für inneres Erleben jeder Art durch allerlei Kulturlosigkeit noch gesorgt.

Am Bahnhof von Radju erwartet mich die Yaila arabassi (der Almenwagen) eines meiner lieben, stets hilfsbereiten Bagdadbahnfreunde, diesmal eines Schweizers, der mitten im Amanus ein kleines Eden sich geschaffen hat. Am Eingang des großen Tunnels wohnt er in einem kleinen selbstgebauten Dorf. — Doch davon will ich noch gesondert erzählen, ein andermal. —

Die Yaila hat keine Federn, aber zwei stramme Gäule vorne dran und einen Kutscher, der mich kennt und der weiß, daß der „Pascha" lose Taler sitzen hat, die er herschenkt, wenn er zufrieden ist. Als Folge dieser Tatsachen und Erkenntnisse ergibt sich eine tolle Fahrt über Serpentinen und Schotter, über Bäche und durch Flüsse,

quer durch die Heide und dann im Eiertanz zwiſchen den Baſaltbrocken wüſter eruptiver Trümmerfelder. Eſſen oder gar trinken kann man während der Fahrt nicht. Wenn man Mama ſagen will, ſoll man nur ma ſagen, das zweite ma kommt von ſelber.

Lieber Leſer! Haſt du ſchon einmal ſtatt vier Buchſtaben zwanzig gehabt? Ei ja! Das iſt ein ſeltſames Gefühl. Eine Tautologie der Erſchütterungen. Denn man liegt halb in dem Wagen, der keinen Sitz hat, ſondern nur ein — — — — ja, die Erklärung iſt ſchwer. Denken wir uns ein Servierbrett mit ſenkrechten Rändern. Dies vergrößert auf rund 1,70 m Länge und 1,20 m Breite und auf zwei Achſen gelegt. Ja — weh geſchrieen — direkt auf zwei Achſen. Und auf dieſem rollenden, ächzenden, ſtoßenden, hupfenden Servierbrett kannſt du liegen oder ſitzen — du kannſt darauf ja ſchließlich tun, was du willſt. Du kannſt auch weinen! —

Ich bin dazu noch ſehr mager! — Das ſagt alles. —

Eine Straße gab es nicht. Die ſollte ich ja bauen laſſen.

Wir blieben den ganzen Tag auf der Strecke. Erſt als es ſchon Abend wurde, kam ich nach Iſlajé. Von dort hat man rund drei Stunden nach Entilli zu fahren, das hoch oben am Berge liegt.

Der tſcherkeſſiſche Diener meines Freundes erwartete mich im Orte. Er hatte ein entzückendes arabiſches Reitpferd für mich mitgebracht und ein tſcherkeſſiſches für einen anderen Herren, der mit mir kommen ſollte, aber nicht gekommen war.

Er begrüßte mich mit dem ſchämigen Lächeln, das da heißen ſoll: „Wir zwei kennen uns ſchon. Wir haben ſchon manchen Ritt zuſammen gemacht.“

Die verſchiedenen Komplimente, die mit der Ortsbehörde, mit der Etappenkommandantur, mit dem Chef der Polizei auszutauſchen waren, nahmen noch eine gute Stunde weg. Endlich konnte ich aufſitzen.

Mein Tſcherkeſſe hatte plötzlich vier Pferde. Auf einem ſaß er, das zweite führte er an langer Leine nach, dieſem, an den Schweif gebunden, folgte das dritte. Mein Pferd hielt ein Gensdarm.

„Damit ſollen wir um zehn Uhr in Entilli ſein? Mehmed, was haſt du für eine Menagerie dabei?“ rief ich faſt ärgerlich dem Getreuen zu.

„Sarar yok, ſchadet nichts, Herr, deſto luſtiger wird der Ritt.“

Das wurde er denn auch. Wir galoppierten durch einen mit Baſaltblöcken beſäten Wald, in dem man in Deutſchland abſitzen und führen würde. Mehmed mit ſeinen zwei Anhängſeln hinter mir her. Die Funken ſtoben und die Pferde wieherten vor Freude.

Nach einer halben Stunde hatte die kurze Dämmerung des Orients voller Dunkelheit Platz gemacht. Wir trabten aber noch in abgekürztem Tempo auf einem ſchmalen Fußpfad.

„Herr,“ ſagte Mehmed zu mir, „der Sumpf iſt heute furchtbar. Wir werden ohne Licht nicht durchkommen. Das Waſſer ſteht mannstief auf der Heide. Der Regen war ſtark in den letzten Tagen.“

„Das iſt peinlich, Mehmed. Was machen wir da?"

„Weißt du, Herr," antwortete er, „wir reiten nicht in der Ebene fort bis zum Straßenanſtieg, ſondern biegen jetzt gleich links in die Berge. Ich kenne den Weg gut. Sieh, da links vorn leuchtet ſchon Entilli. Wie wird ſich der Herr freuen, wenn du kommſt. In einer Stunde ſind wir dort."

Wenn ein Orientale eine Stunde ſagt, ſind es drei. Aber Mehmed war ſchon ſo erzogen, daß man annehmen konnte, er halbiere nur.

„Gut, Mehmed," rief ich, „reiten wir in das Gebirge"

Es war acht Uhr abends und alſo Hoffnung, um zehn Uhr eine köſtliche Flaſche eiskalten Sektes vor ſich zu haben. — Hopla — das dritte Anhängſel hatte ſich, über einen Raubvogel erſchreckt, vom Schweife des zweiten Anhängſels losgeriſſen und begann, hurre, hurre . . ., in die Nacht hinauszuſtürmen.

Die Sektflaſche ſchob ſich um eine halbe Stunde weiter in das ungewiſſe Land der Zukunft.

Endlich hatten wir den Wildling. Wir verteilten nun die Pferde. Jeder nahm eines an die Hand und ſo ritten wir in tiefer Dunkelheit auf Mehmeds Pfad in das Gebirge.

Entillis Licht verſchwand. — Das war ein ſchnöder Moment.

Aber es kamen noch ſchnödere.

Der Pfad wurde ſteil und ſteiler. Er führte über Felsplatten und an Abſtürzen vorbei. Nur die Dunkelheit be-

wahrte vor Schwindel und jähem Entſetzen. Die Pferde keuchten.

Mehmed ſandte einige „Allah! Allah!“ gen Himmel, von dem die Sterne nur ein mißtrauiſch-fahles Licht auf uns berittene Alpiniſten ſandten. Da riß mein Sattelgurt.

Ihr Freunde, die ihr nie auf einem Pferd geſeſſen habt: das iſt nichts Schönes. Weder während eines Jagdgalopps, noch vor dem Fenſter der Liebſten, noch jetzt auf ſchmalſtem Steig, links die Wand, rechts ein in Dunkel gehülltes, vermutlich ziemlich tiefes Nichts, in der linken Hand vier Zügel und in der Rechten eine Leine, an der ein ungegeſatteltes, etwas ſchreckhaftes Pferd hing.

Ich balancierte den Sattel noch einige Minuten, dann nahm ich auch die Leine in die linke Hand und zog den Sattel ſamt Decke und allem Zubehör unter mir heraus und legte ihn vor mich auf den Hals des Pferdes. „Abſteigen“, werdet ihr Kritiker ſagen. — „Ja, Schnecken“, antwortet man bei uns in München bei ſolchem Ratſchlag. Wenn Platz geweſen wäre! Nur halten konnten wir.

Endlich kamen wir in eine Mulde, durchquerten einen brauſenden Gebirgsbach. Und dann ging es wieder aufwärts.

Da bäumt ſich Mehmeds Pferd. Sein Handpferd erſchrickt gleichfalls. Warum? weiß ich nicht. Sie werden ein Pferdegeſpenſt geſehen haben. Das Handpferd rutſcht, reißt Mehmed mit und alles kommt auf mich. Es gab kein Halten. Mein Araber gleitet aus — fällt vom Wege herunter, die Pferde Mehmeds mit dazu. Mein Hand-

pferd habe ich gerade rechtzeitig noch losgelaſſen. Es ſcheint ſich über die Lage zu amüſieren, denn es bleibt rühig ſtehen und lacht. So eben wie Pferde lachen .....

Es war ein nur metertiefes Loch, in das wir zu ſechſt, zwei Menſchen, drei Pferde und ein frei durch die Luft fliegender Sattel hineinfielen. Drinnen entſtand ein wüſtes Gewürge, weil außer dem vernünftigen Sattel, der auf meinem Kopfe liegen blieb, von allen übrigen unvernünftigen Teilnehmern jeder zuerſt herauswollte.

Daß uns die Pferde bei ihrem Getrampel nicht die Knochen zerſchlagen haben, war ein Wunder.

Endlich hatten wir uns wieder entblättert, und nun mußte ich lachen — aber ſo, daß die Pferde faſt wieder ſcheu geworden wären.

„Mehmed? Wie geht es dir?"

„Wallah Billah, Herr, es iſt Teufels Werk," war ſeine Antwort.

Etwas zerzauſt und verſchrammt ſetzten wir den Weg fort.

„Mehmed?"

„Herr, was befiehlſt du?"

„Iſt das der richtige Weg?"

„Nein, Herr! Wir haben uns verritten."

„Aber, Mehmed!"

„Wallahim, ne japaim. Mein Gott, was ſoll ich tun?" Das war ſein ganzer Troſt.

Vor einem Schakal, der raſchelnd in die Büſche ſprang, entſtand allgemeiner Schreck und erneutes wildes Gehupfe.

Wir ſaßen wie verzweifelte Cow-boys auf den ganz verrückt gewordenen Pferden.

„Mehmed?“

„Was befiehlſt du, Herr?“

„Wollen wir hier übernachten?“

„Nein, Herr! die Schande! Und der Herr Ingenieur?“

„Ja, Mehmed, und mein Durſt. — Davon haſt du, Sohn der Steppe, gar keine Vorſtellung, wie eine Münchner Kehle in dieſem verdammten Amanus leidet. Vorwärts, Mehmed! Laß das Handpferd laufen. Es wird uns den Weg zeigen, das findet ſeinen Stall, Freundchen. Da ſei ſicher!“

Nach einigem Zögern gehorchte Mehmed.

Und es ging.

Das kleine anatoliſche Pferdchen hatte den Stall ſchon längſt in der Naſe und ſchlug, ſobald es ſich frei fühlte, die neue Richtung ein.

Und nach einer Stunde blitzte dicht vor uns ein freundliches Glühbirnchen auf. Das erſte von Dorf Entilli.

Und nach weiteren zwanzig Minuten ſaß ich am Tiſch meiner Freunde.

„Was? den Saumpfad ſeid ihr geritten?“ hieß es da. „Aber, Mehmed!“

Der brave Kerl ſtand ganz beſchämt da — es war Mitternacht! Da mußte ich ihm helfen.

„Es machte mir ſo Spaß. Mehmed hat mir abgeraten, aber ich wollte ſo,“ ſagte ich auf türkiſch.

Ein dankbarer Glanz blinkte in Mehmeds Augen auf.

„Der Herr iſt gut mit mir," ſagte er ganz leiſe und küßte meine Hand.

„Und durſtig iſt er auch, Kinder. Nun aber raſch. Ein Münchner in Entilli! — Und Weltkrieg! Kinder, ihr verſteht mich!"

Und wie haben ſie mich verſtanden!!

Beethoven in Cilicien

Dank euch, die ihr dem in der Fremde arbeitenden Soldaten ein Stück Heimat gebt, die ihr die Tür eures Hauses öffnet, ihn hineinführt und ihn für Stunden abschließt von der Unraſt ſeines friedloſen Berufs, von den Entbehrungen und Ärmlichkeiten eines Wanderns durch kulturloſe Welt.

Wo Deutſche wohnen, vom Marmarameer herunter nach Cilicien und über Aleppo und Syrien, bis hinüber ins heilige Land, da iſt der deutſche Offizier, den ſein Dienſt auf Reiſen ſendet, aufgenommen wie ein Bruder, gepflegt, gehegt, verwöhnt. Ich glaube, niemand läßt ſich von lieben Menſchen ſo gerne verwöhnen, wie der Soldat. Keiner hat es auch wohl nötiger. Bin ſelbſt ſo viel, ſo oft verwöhnt worden, dort unten.

Kam einmal wieder nach Adana, müde, abgehetzt, mit der Malaria im Leib. Geregnet hat es den ganzen Tag und den ganzen Tag war ich im Wagen. Nach acht Stunden Fahrt brach ein Rad. Der Kutſcher flickte, ſo gut es ging. Im nächſten Dorf, die Dörfer liegen da 50 Kilometer auseinander, ein neuer Wagen! Keiner zu finden. Raus mit einem alten Gaul aus dem Stall! Das Gepäck? Auf Wiederſehen! Der Gaul war ſchlecht, der Sattel eine verlauſte Decke. Nach einer Weile riß alles, was reißen konnte. Endlich erreichten wir doch die Bahn. Beſchmutzt und zerriſſen!

„Herzlich willkommen.“ Das war ein Telegramm aus Adana, was mich auf der kleinen Station ſchon grüßte.

Nach langer Bahnfahrt und endloſen Rangieraufenthalten ſind wir angekommen. Schon war es Nacht.

Der Wagen meines Freundes führt mich durch die ſchlafende Stadt, durch den fußtiefen Kot der Straßen, vorbei an den Hütten und Holzhäuſern, in denen noch hier und da ein Lichtchen brennt.

Und mit einem Male ſtehe ich wieder in der freundlichen, lichterfüllten Halle. Alles iſt vergeſſen, auch die Malaria, die mich noch auf der Bahnfahrt ſchüttelte. Das kleine Mädel meines Freundes ſpringt mir an den Hals. Ihre deutſche Erzieherin, mein Freund iſt Witwer, ſchaut mir freundlich in die Augen. Heimat! Liebe, traute Heimat! Wir eſſen fröhlich plaudernd und trinken edlen Wein. Und dann kuſcheln ſich alle in die bequemen Stühle. Ein alter Freund des Hauſes iſt heute auch gekommen. Der iſt ein Geiger zu Gottes Freude und er weiß von meiner Ankunft. Da hält ihn nichts, da rückt er mitten in der Nacht mit der Geige aus. Wir ſpielen Beethovens ſechſte Sonate. Draußen ſtehen die hellen Sterne über den Dächern, die noch vom Regen tropfen. Wir ſpielen zuſammen, als hätten wir zeitlebens zuſammen geſpielt.

Das kleine Mädel ſchlummert im Arm des Vaters. Der lauſcht, und Träume und Gedanken huſchen über ſein kluges Geſicht. Das Fräulein ſitzt nahe am Klavier, ganz in ſich verſunken, und ihre Jugend und Schönheit hüllen ſich in die Töne, wie in einen warmen, weichen Pelz.

Erhabener Meiſter! Es war eine Stunde größter Ergriffenheit. Als wir endeten, hatten wir alle, außer dem

ſeinem Schickſal glückſelig entgegenſchlummernden Kinde, Tränen in den Augen. Da waren Erinnerung und Hoffnung, Leid und Glück, Entſagung und Wunſch erwacht. über uns und unſerem kleinen Menſchentum wogte des Weltkriegs brauſende Flut, in uns aber und unſern Herzen klang das Unendliche, wie eine ferne, tiefe, große Glocke.

Das war eine Sonntagsnacht im Orient.

Das Tal der bösen Geister

1.

In der kleinen Amtsstube des Bürgermeisters von Tachta Köprü, mitten innen im großen Anatolien, schrieb Dr. Bernhard Heger an seinen Bruder in Deutschland:

Tachtra Köprü, 1. Juni 1912.

Mein lieber Albrecht!

Du machst Dir kaum eine rechte Vorstellung von meiner Freiheit. Wenn mich nicht die Freude an meiner Wissenschaft, gleich einem nicht ruhenden Gewissen, Tag für Tag zum geologischen Arbeiten zwingen würde, lastete wohl nicht der geringste Druck auf mir. Ich tue, was mich freut, ich lasse, was mich nicht freut. Die Menschen sind voll Zuvorkommenheit und sobald sie wissen, daß ich Deutscher bin, voll Liebe zu mir.

Selbst die Behörden machen mir keine Schwierigkeiten. Das Empfehlungsschreiben des Ministeriums wirkt wie ein Befehl.

Ich habe in den letzten Wochen unendlich viel Wertvolles gefunden. Anatolien ist ein Land unermeßlichen Reichtums. Ein Paradies für den Geologen! Und jungfräuliche Erde! Man hat bei uns zu Hause keine Ahnung, was hier zu holen ist. Die Leute hier natürlich auch nicht. Sie meinen, ich suche Gold. Wenn ich dann abends mit meinem schwerbeladenen Diener Christo, einem Griechen aus der hiesigen Gegend, dem ich, nebenbei bemerkt, nicht

recht traue, in mein Quartier komme, drängen ſich die „Honoratioren" neugierig heran, begucken meine Funde und belehren mich erhaben, mitleidsvoll, daß „das" kein Gold ſei. Es iſt zu komiſch, wenn ſie das ſagen: altyn dejildir, und dabei heben ſie den Kopf, ſchließen die Augen und ſchnalzen ein wenig mit der Zunge, was dem Satz auch mimiſch ſeine Verneinung gibt.

Ich ſchrieb „in mein Quartier"! Mache Dir ja kein falſches Bild davon. Es iſt ein leeres Zimmer, in dem mein Feldbett ſteht und mein Koffer. In einem Nebenraum lagern meine Kiſten, Inſtrumente und Geſteinsproben. Das iſt alles. Ich werde übrigens nächſter Tage in „Zelte" ziehen. Es iſt ſchon beträchtlich heiß und die ſechsbeinigen Mitbewohner meines Zimmers haben ſommerlichen Durſt nach meinem Blute.

Ach, wenn Du wüßteſt, was hier alles herum ſpringt, krabbelt, kreucht und ſchleicht. Auch draußen! Das Land der Inſekten und Gewürme.

Aber am tollſten iſt es in einem kleinen Tal, in dem in in den letzten Tagen arbeitete. Ein trüber, breiter, von Waſſerpeſt bedeckter Bach rinnt ziemlich müde zwiſchen plattigen Felſen einher. Eine Armee von Fröſchen iſt an ſeinen Ufern verſammelt, Waſſerſchildkröten durchfurchen die trübe Flut, ſchwarze, mir ganz unbekannte Waſſerſchlangen, vor denen die hieſigen Bewohner eine entſetzliche Angſt haben, ſchwimmen mit unglaublicher Schnelligkeit von einem Ufer zum anderen und ſchnappen unterwegs nach Waſſerflöhen, Libellenlarven und Käfern.

An Menſchen iſt dieſes Tal nicht gewöhnt. Die Tierwelt fürchtet noch nicht den Tritt des großen Mörders.

Es iſt ſchon am Tage unheimlich in dieſem Tal. Die Leute nennen es das Tal der böſen Geiſter. Bei Nacht betritt keiner dieſe Gefilde. Und doch ſteht am Ausgang des Tales eine kleine Hütte. Da wohnt eine alte, unſagbar häßliche Griechin, das Urbild einer Hexe mit ihrer Enkelin, die ſehr ſchön, aber geiſteskrank ſein ſoll.

Ich Unglücksmenſch habe natürlich ſchon zehnmal die Hexe geſehen, aber die ſchöne, junge Griechin noch nie. Ob ſie wirklich geiſteskrank iſt? Muß mal nachſehen. Lache nicht, Alter! Wozu kann ich neugriechiſch?

Ich bin übrigens kein Freund des griechiſchen Typus. Ich mag dieſe geraden und ſtarren Augen nicht. Mir iſt das Hübſche lieber als das Schöne. Brauchſt alſo keine Angſt zu haben um Deinen Bruder!

Grüße mir die Mutter. In zwei Monaten bin ich bei Euch und da könnt Ihr zuſammen die orientaliſchen ſchlechten Sitten, die ſich beſonders in unſagbarem Kaffee- und Zigarettengenuß dokumentieren, mir wieder austreiben. Mit Liebe, deutſchem Wein und Zigarren. All unſere Beſſerung iſt ja nur das Vertauſchen einer Sünde mit einer anderen.

Leb' wohl! In wenigen Minuten geht der Gendarm mit der Poſt nach der nächſten Poſtſtation, verſäume ich dieſe Gelegenheit, ſo muß ich acht Tage warten.

Und ... verlobe Dich nicht. Wir wollen unſer luſtiges Junggeſellenleben zum Schmerze unſeres entſetzten Mütterchens noch ein paar Jahre fortſetzen ... Was ich eine

Sehnſucht nach einem deutſchen Mädel habe! Nicht zu ſagen! Nimm ſie nicht alle weg

Deinem treuen Bernhard.

Der Gendarm war, während Bernhard noch die letzten Zeilen ſchrieb, eingetreten und wartete geduldig, mit ſeiner Gebetskette ſpielend.

Bernhard ſchrieb die Adreſſe, malte langſam und aufmerkſam den türkiſchen Vermerk: „Allemaniaja gidedjek-dir“ (der Brief ſoll nach Deutſchland gehen) auf den Umſchlag und ſiegelte mit ſeinem großen braunen Siegelring.

„Gib acht, daß du ihn nicht verlierſt!“ wandte er ſich an den Gendarm.

Der ſalutierte und antwortete langſam und mit einer gewiſſen Feierlichkeit: „Effendi, dein Brief wird ſein Ziel erreichen, ſo es Gottes Wille iſt. Und deine Seele ſoll zufrieden bleiben.“

Er grüßte noch einmal und verließ das Zimmer.

In der Tür ſtieß er mit Chriſto zuſammen, der gebückt und devot an Bernhard herantrat.

„Wir gehen heute nacht in das Tal der böſen Geiſter,“ rief ihn Bernhard an. „Wir haben Vollmond. Nimm etwas Wein, Brot und Käſe mit. Um elf Uhr brechen wir auf. Jetzt iſt es neun Uhr, alſo in zwei Stunden! Ich werde etwas vorausſchlafen.“

Chriſto blieb in ſeiner devoten Haltung ſtehen. Er öffnete ſeinen Mund, als ſähe er ein Weltwunder und wollte erwidern, aber ſein Herr ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wir werden eine Teufelsbeschwörung vornehmen," lachte er, „habe keine Angst, jammervoller Kerl! Glaubst du an die bösen Geister?"

„Man weiß doch nicht, Herr."

„Ist auch gar nicht nötig. Sieh mich an," dabei stand Bernhard in seiner ganzen teutonischen Größe auf. „Meinst du, daß sie nicht Angst bekommen vor meinem roten Vollbarte, vor diesen Händen . . ."

„Ja, ja, Herr," rief Christo, „und vor deinen scharfen blauen Augen! Sie werden dir nichts anhaben. Aber du könntest doch den Mehmed mitnehmen, den Sohn des Bürgermeisters."

„Feigling!" herrschte ihn der Deutsche an. „Es gibt keine bösen Geister! Merk dir das. Aber es gibt eine große starke Peitsche für Diener, die nicht gehorchen. Verstehst du?"

Wie das Wort Peitsche fiel, stürzte Christo vor seinem Herrn auf die Knie und schleckte ihm in widerlicher Weise die Hand, nach der er hastig gegriffen hatte. Bernhard schüttelte ihn ab. „Geh! geh! Es ist schon gut."

Christo kroch zur Türe hinaus.

„Widerwärtiges Gesindel," sagte Bernhard auf deutsch vor sich hin.

Da waren die Türken schon andere Leute. Wenngleich sie die übertriebene orientalische Ergebenheit auch nie verleugnen konnten, so lag doch selbst darin noch ein Stück Würde. Es war eine Art von Gastgeschenk, das sie dem Fremden brachten, wenn sie sich zum Scheine vor ihm erniedrigten.

Die Griechen jedoch, die hier in der Diaſpora lebten, ahmten dieſe graziöſen Gebräuche lediglich nach. Sie küßten die Hände und neigten ihre Stirnen in den Staub als Form gemeinen Bettels — und dann ſtahlen ſie die Piaſter aus dem Geldbeutel, wenn man nachts die Tür nicht verſperrte.

Bernhard ſchritt an das offene Fenſter. Noch war der Mond hinter den nahen Bergen, aber das Sternenlicht genügte, um die grotesken Silhouetten der erkergeſchmückten, breit ausladend überdachten, hölzernen Türkenhäuſer zu erkennen, die an der Dorfſtraße ſtill dahinträumten. Das Bürgermeiſteramt ſtand einige Meter in die Straße hinein, ſo daß Bernhard ſie entlang ſehen konnte, bis dahin, wo ſie hart am Dorfende ſcharf nach rechts bog.

In einem kleinen, armſeligen Café waren noch Gäſte. Sie ſaßen vor der Türe auf der Straße und ſchienen mit Brettſpiel ſich zu unterhalten. Aus dem Innern des Cafés ſchlich ſich ein gelber, etwas zitternder Lichtſtreifen ins Freie und beleuchtete nur die drei Köpfe der Spieler. Ihre Körper tauchten in das Dunkel.

Die Straße war menſchenleer. In einem Stall wieherte ein Hengſt. Bernhard atmete die Nachtluft ein. Sie war rein, aber warm.

Er ſtrich ſich die blonden, lange europäiſcher Kunſt entzogenen Haare aus der Stirne und nahm mit einem Gefühl weichen Gefallens das einfache Bild dieſer Dorfſtraße in ſich auf.

Und ſeine Gedanken wanderten.

Wanderten durch den Bergwald der Heimat, hoch oben in den bayriſchen Bergen, wo heute die Jagd auf den Rehbock aufging und wanderten an das einſame Förſterhaus, wo der Vater in königlichem Dienſte hauſte, ſprangen dann raſch die Halde hinunter und . . . ja, wohin? wohin?

Da war eine große Stadt, in der Bernhard ſtudierte. Und da wohnte auch die Mutter, die Witwe geworden war, und der Bruder, der Juriſt. Und da war die Annemarie, das Wäſchermädel. War das ein Teufel geweſen! Wer mag jetzt ihr Liebſter ſein? . . . .

Über Bernhards Gedanken zog eine Wolke; die nahm ihnen ihre Lieblichkeit und ihre traute Gemächlichkeit.

Und plötzlich war das alte Bild überwuchert von üppigen Geſtalten ſchöner Frauen, von weißen Körpern in grellen ſeidenen Kiſſen. Und die Nachtluft ſchien Düfte perſiſcher Roſen auszuhauchen . . . .

Da begann im Garten neben dem Bürgermeiſteramt eine Nachtigall zu ſingen. Langgezogene Seufzer der Liebe! Unendlich ſüß war das. Und nun antwortete eine andere, noch ſüßer, noch ſehnſuchtsvoller. Dann war es ſtill, bis wieder die erſte ganz leiſe, ganz zaghaft zu klagen anfing.

Und um dieſe Töne rankten ſich die Geſtalten ſeiner Träume in einem märchenhaften Reigen, ſie winkten ihm mit zu römiſchem Gruß erhobenen ſchlanken, ſchön geformten Armen und ihre Lippen verſprachen das Paradies . . .

Verwirrt zog ſich Bernhard vom Fenſter zurück. Da

ſtand die ſchmutzige Petroleumlampe auf dem nicht eben ſauberen Tiſch und in der Ecke kauerte ein Diwan mit einem neuen, grellen Kilim bedeckt.

Die Nachtigallen ſangen jubelnde Arien, ſie ſchmetterten die Wonne ihrer kleinen Herzen in die laue Sommernacht und ſüße Erfüllung atmeten die Töne. Aber die jämmerliche Umgebung hatte Bernhard erbarmungslos aus jeder Stimmung geriſſen.

Er legte ſich auf den Diwan und ſchlief traumlos ein.

Um elf Uhr weckte ihn Chriſto durch ein leiſes Zupfen am Rockärmel.

2.

Der volle Mond ſtieg über den Kamm der Berge gerade empor, als Herr und Diener durch die ſchweigende Dorfſtraße ſchritten.

Das kleine Café war geſchloſſen, in keinem Hauſe mehr war Licht zu ſehen.

Die Monddämmerung begann die Gegend mit fahlem Schimmer zu färben.

Es war ſo ſtill, daß Bernhard unwillkürlich leiſe auftrat, als ob er den hallenden Tritt ſeiner Reitſtiefel fürchtete. Der Grieche ſchlich wie ein Raubtier auf leiſen Sandalen neben ihm.

Ab und zu wandte er ſich an Bernhard mit der ſtets gleichen Frage: „Darf ich dir etwas ſagen, Herr?“ Und wenn Bernhard es erlaubte, begann er gruſelige Geſchichten über das Tal der böſen Geiſter zu erzählen.

Von einem Engländer berichtete er, der vor fünf Jahren

auch des Nachts in das Tal eingedrungen ſei. Er habe dort im Tale an einer Wegebiegung plötzlich ein Geſpenſt vor ſich geſehen: ein Gerippe im ſchwarzen Mantel, das ſeinen verweſten Kopf in den Händen trug. Aus den Augenlöchern ſeien rote Würmer gekrochen und ein entſetzlicher Modergeruch habe den Engländer betäubt. Schwarze Vögel mit feurigen Augen ſeien nahe am Boden geflogen und hätten ſchaurige Schreie ausgeſtoßen.

„Am andern Morgen, Herr, hat man den Engländer erwürgt im Tale gefunden. Die ſchwarzen Vögel haben ihm die Augen ausgeſtoßen," ſchloß Chriſto dieſen Bericht.

„Wer war denn bei dem Engländer in jener Nacht?" fragte Bernhard.

„Ich weiß es nicht, Herr, mir hat es die Hexe erzählt."

Nach einer Stunde rüſtigen Ausſchreitens waren die beiden am Eingang des Tales angekommen. Der Mond ſtrahlte in voller Pracht und ließ die Sterne erbleichen. Kleine ſilberne Wölkchen umwehten das leuchtende Geſtirn.

Das Tal der böſen Geiſter ſteigt hier in Form eines durch einen Felsriegel abgetrennten Nebentales rechts abbiegend zum Haupttal, in dem die Straße läuft, herauf.

Zunächſt betraten die beiden Wanderer eine terraſſenartige Stufe, von der aus ſie nach links noch ein Stück Straße ſahen, die weiß im Mondenlichte lag, vor ſich aber hinunterblickten in das ſchluchtartige Tal der böſen Geiſter, in deſſen Tiefen bläuliche Nebel wallten und das Erkennen des Baches auf der Sohle der Schlucht verboten.

„Da willſt du hinunter, Herr! Sieh dieſe Felſen, dieſe Abſtürze!“ rief Chriſto kläglich.

Bernhard ſtand entzückt auf der Terraſſe. Die Schlucht vor ihm erinnerte an eine Klamm ſeiner heimatlichen Berge. Aber es lebte da kein Baum, kaum ein paar Weißdornhecken und gelbblühende Ginſterſträuche waren zu ſehen. Sonſt war alles kahl. In der Tiefe wenig Heidegras und Diſteln. Die Berge, die die Schlucht begrenzten, ganz nackt und bloß! Rieſige Steinmaſſen, Reſte gewaltiger Abſtürze, ſtarrten wie raffende Zähne aus dem aufgeriſſenen Rachen eines Untiers. Dieſes Grauſame, Greifende, Fletſchende der Felszacken und Zinken, die aus den bläulichen Dünſten der Tiefe, wie aus einem Meere wogenden Giſchtes heraufragten, wurde nicht gemildert durch das verſilbernde Licht des Mondes. Im Gegenteil! Die ſcharfen Mondſchatten zauberten Grimaſſen grinſender Teufel auf die Felswände und in die Regenriſſe. Das helle Licht vermehrte die Körperloſigkeit all dieſer Geſtalten.

Bernhard blickte noch immer hingeriſſen in die Tiefe.

Nun teilten ſich die bläulichen Dünſte. Sie kletterten an den Wänden der Schlucht nach aufwärts. Die ganze Tiefe tat ſich auf. Weit unten phosphoreſzierte der mit grüner Waſſerpeſt bedeckte Bach, von dem ein Stück, ſo groß wie ein rieſiges Auge eines dort unten lauernden Drachen ſichtbar wurde.

„Hinunter!“ rief Bernhard laut aus. „Vorwärts, Chriſto.“

Sie ſtiegen den ſchmalen beſchwerlichen Fußſteig in die

Tiefe. Bernhard voraus; eine unruhvolle Haſt hatte ihn erfaßt, das Grauſige von Auge zu Auge zu ſchauen. Die Gewöhnung an die ſteilen Pfade ſeiner Heimat kam ihm zuſtatten. Er kürzte ſelbſt dieſen Weg noch ab und ſchwang ſich über die Kalkzacken, ſtemmte ſich über Blöcke und ließ ſich an den Händen hängend über die mächtigen Stufen und Terraſſen hinab.

Dann hielt er hoch aufatmend auf einem ſchmalen Grasband an.

Chriſto war noch weit über ihm. Er betete laut, während er ungeſchickt und langſam nachkletterte.

Aber Bernhard wartete nicht auf ihn. Der anſtrengende Abſtieg hatte ſeine junge, ſtarke Kraft erſt recht geweckt.

In wenigen Minuten hatte er die letzte Strecke überwunden und ſtand nun dicht über dem unheimlichen Waſſer auf einer Felsplatte. Auf allen Seiten ſtrebten die Felſen in die Höhe. Die Schlucht glich der Söhle eines mächtigen Schachtes.

Einige fünfzig Schritte vor Bernhard bog der kleine Fußweg ſcharf nach rechts ab und ſchien geradewegs in eine ſenkrechte Felswand hineinzuführen.

Krüppelhafte Zwergbäume ſtanden am Rand des Baches, deſſen Waſſer ſich kaum bewegte. Die grünen Algenmaſſen, die auf dem Waſſer ſchwammen, zitterten nur ganz leiſe, als wenn ein Windhauch ſie berühren würde. Die Neigung des Baches war ſo gering, daß ſein Waſſer die zarten Gewebe nicht zerreißen konnte. Gerade hier, wo Bernhard ſtand, war der Bach in die Form eines kleinen Teiches erweitert.

Auf einem auf dem Waſſer ruhenden Blatt ſaß eine warzige Kröte und glotzte mit gelben Augen in den Mond.

In dem niedern Gebüſch, das die Felsplatte, auf der Bernhard ſtand, begrenzte, raſchelte es. Bernhard, der mit einem Gemiſch von Intereſſe und Ekel die Warzenkröte anſah und ſich auf die Felſenplatte gekniet hatte, den Kopf faſt bis zur Erde vorgebeugt, erſchrak über dieſes Geräuſch heftig. Er blickte nach der Stelle hin, wo ſich ihm fremdes Leben verraten hatte, konnte aber nichts entdecken. Haſtig ſtand er auf. Ein unangenehmes Gefühl hatte von ihm Beſitz ergriffen.

Mit lautem Patſchen ſprang die Kröte in das Waſſer und durchmaß mit eifrigen Schwimmbewegungen die grünliche Flut.

Chriſto ließ ſich eben vom letzten Felſen plump auf die Platte fallen, auf der Bernhard ſtand. Da glitten ſeine Füße aus und laut ſchreiend hielt er ſich an Bernhard, der nahezu mit ihm in den Bach geſtürzt wäre, feſt.

„Eſel," ſchrie ihn ſein Herr an. „Meinſt du, ich habe Luſt, in dieſem Sumpf zu erſticken? Warum ſteigſt du nicht langſam abwärts?"

„Herr! O, guter Herr! Wenn du nicht geweſen wäreſt, läge Chriſto jetzt dort drunten. Ich kann nicht ſchwimmen. O . . . und da unten wohnt die Schlangenfrau mit den roten Haaren und den grünen Augen."

Chriſto atmete haſtig und ſchüttelte ſich vor Entſetzen.

Bernhard lachte laut, aber trotzdem der kleine, ſchmutzige, jämmerliche Grieche wirklich komiſch ausſah mit ſeinen

ſchwarzen Augen, die wie Roſinen in ſein gelbes, hageres Geſicht geſteckt waren, war es doch mehr der Wunſch, das unbehagliche Gefühl durch das eigene Lachen zu übertönen.

Bernhard erinnerte ſich ſofort auch an die den Kindern und vielen Naturvölkern eigene Gewohnheit, die innere Angſt durch Singen, Pfeifen oder inſtrumentalen Lärm irgendwelcher Art zu bannen und fragte ſich nach dem Grunde ſeiner Beklemmung. Aber er fand keine Antwort und je mehr er die Vernunft zu Hilfe anrief, deſto mehr fühlte er ſein Herz da ſchlagen, wo ſein Hemdkragen den Hals berührte. Er riß ihn auf mit einer ungeduldigen Bewegung und rief, ſeine Stimme war ein wenig heiſer:

„Weiter, Chriſto! Ich möchte die böſen Geiſter ſehen.“

„Herr, verſündige dich nicht. Gott erbarme dich unſerer armen Seelen,“ murmelte der Grieche und beſtand darauf, daß Bernhard auch weiterhin vorausginge. Der Weg führte nun nahezu eben weiter. Ein zartes Wölkchen trat vor den Mond und glitzerte an den Rändern, die ſich ſcharf gegen das ſchwärzliche Blau des nächtlichen Himmels abhoben. Es wurde merklich dunkler im Tale und ein feuchter, kühler Luftzug kroch den Gehenden entgegen.

„Gott, erbarme dich meiner armen Seele,“ betete Chriſto.

Plötzlich blieb Bernhard mit jähem Rucke ſtehen. Vor ſich, wenige Schritte, da, wo der Pfad in die ſenkrechte Felswand einzumünden ſchien, bewegt ſich etwas Weißes in Menſchengeſtalt.

Bernhard neſtelt an ſeinem Revolverfutteral, deſſen Verſchlußriemen ſich nicht löſen will.

Chriſto, der durch das plötzliche Halten ſeines Herrn erſchreckt nach vorn blickt, ſtürzt mit gellendem Schrei zurück und raſt die Bergwände hinauf.

Da hebt die weiße Geſtalt ihr Haupt und geht noch zwei, drei Schritte vor auf Bernhard zu, der ſie entſetzt anſtarrt. Seine Hände liegen noch auf dem Revolverfutteral, aber die Finger bewegen ſich ganz unzweckmäßig, ſie greifen und krallen in die Luft, ſie gleiten an dem Futteral auf und nieder . . .

Nun kann er die Züge des Geſchts erkennen. Nein . . . er ſieht nur etwas, was ihn dem Wahnſinn nahebringt: Eine Flut von roten Haaren, die wie Schlangen ſich ringeln, wie Flammen züngeln und zwei grüne Augen, in denen leuchtendes Feuer ſteht.

„Die Schlangenkönigin!“ durchzuckt es ſein Bewußtſein.

Da ſtürzt das Weib auf ihn zu. In ihrer Rechten blitzt es wie gezückter Stahl. Bernhard greift mit ausgeſtreckten Armen und geſpreizten Fingern zu. Ein ſtechender Schmerz durchwühlt ihm den linken Arm und noch einmal ſieht er den blinkenden Stahl blutig ſich über ihm erheben.

Sinnloſe Wut erfaßt ihn. Alle Angſt iſt vergangen oder hat ſich in Raſerei verwandelt.

Er greift den Arm, der ihn bedräut, mit ſeiner linken Hand, entreißt der Frauenfauſt den Dolch mit ſeiner Rechten, ſchleudert ihn weit von ſich. Dann umfaßt er das Weib wie ein Ringer, preßt eine warme Bruſt an ſeine

und wirft ſich mit dem wehrloſen Körper in ſeinen Armen zu Boden. Seine Finger krallen ſich um einen Hals, den er unter ſich ſieht, und fangen an ſich zu ſchließen. Ganz langſam, ganz langſam. Der warme Körper unter ihm bäumt ſich auf, er drückt ihn zu Boden. Er preßt ſich mit aller Kraft auf die weiße Bruſt, von der im Kampf das Leinenhemd zerriſſen herabgeglitten iſt.

Aus ſeinem linken Arm ſtrömt das Blut, es ſtrömt über ſeine Hände und über den weißen Hals der Frau.

Bernhard beugt ſein Geſicht ganz tief herab und ſeine Augen ſind ganz nahe den grünen, von langen ſchwarzen Wimpern überſchatteten Augen, die nun angſterfüllt weit aufgeriſſen in die Sterne ſtarren.

Da löſen ſich ſeine Finger vom Halſe und ſpielen neugierig tändelnd in der Flut von roten Haaren .....

Er fühlt, wie zwei weiche Arme ſich um ſeinen Hals legen, er fühlt, wie ſie ſein Haupt noch tiefer herabziehen, er ſieht, wie die grünen Augen ſich langſam ſchließen, wie ein entzückend ſchöner Mund ſich halb öffnet — — und er hört eine leiſe zarte Stimme:

„Ich liebe dich. Ich habe dich geliebt ſeit dem Tage, wo ich zum erſtenmal dich ſah. Du kennſt mich nicht, Herr, und haſt mich nie geſehen. Ich aber ſah dich oft und habe Tage und Nächte in Sehnſucht deiner gewartet.“

In einem langen Kuſſe erſtickte das Weib den tiefen Seufzer, der ſich ihrer Bruſt entrang, und gab ſich ihm im Glanz des wiederbefreiten Mondes, der ſeine ſtrahlend hellen Grüße in das Tal der böſen Geiſter ſandte.

3.

Als der Mond aber hinter den hohen Kämmen der am Weſtrand der Schlucht ragenden Berge verſunken war, weinte Waſilike und wollte in ihre Hütte.

Bernhard begleitete ſie und hörte ihre Geſchichte, die ſie ſchluchzend erzählte.

„Meine Mutter lebt ſeit langen Jahren in unſerer Hütte am andern Eingang des Tales. Ich bin dort geboren. Wer mein Vater war, weiß ich nicht. Die Mutter will mir das nicht erzählen. Die Leute von Trachtaköprü halten mich für das Kind des Teufels. Sie werfen nach uns mit Steinen, wenn wir des Tages das Dorf betreten. Aber einzelne Leute geben uns heimlich Lebensmittel. Es ſind Armenier, die meine Mutter wohl von früher her kennen.

Unſer Tal betritt niemand. Sie fürchten ſich alle. Das iſt gut, denn ſonſt würden ſie unſere Hütte anzünden und meine Mutter und mich totſchlagen.

Vor Jahren, ich war damals fünfzehn Jahre alt, betrat ein Fremder unſer Tal. Er wollte mich kaufen, aber wir lachten ihn aus. Er nahm mich auf den Schoß und küßte mich. Ich kratzte ihm ſein Geſicht. Aber die Mutter ſagte, ich ſolle freundlich mit ihm ſein. Sie bekam viel Geld von dieſem Fremden.

Eines Nachts, es war Vollmond wie heute, kam der Fremde mit einem griechiſchen Diener an unſere Hütte. Die Mutter hat ihnen die Türe aufgeſperrt und ſie riſſen mich aus dem Bette. Da bin ich auf den Tod erſchrocken.

Ich biß und kratzte und wehrte mich wütend. Aber es half mir nichts. Da flüsterte mir der Grieche leise zu, ich solle gefügig sein, er wolle mir helfen, denn er habe mich lieb.

Mir graute vor dem Griechen, aber mehr noch vor dem Fremden, und so gehorchte ich. Der Grieche sprach nun in einer unbekannten Sprache mit dem Fremden.

Wir gingen die Schlucht entlang auf diesem Wege, den wir jetzt gehen. Da steckte mir der Grieche den Dolch zu, den du Starker mir heute entrissen hast."

Wasilike sah ihren Begleiter liebevoll und bewundernd an. Dann wies sie mit ausgestreckten Armen auf eine Stelle des Weges, die dicht am Wasser, aber einige Meter über diesem führte. Mit ihrer linken Hand faßte sie die Hand Bernhards und ein Zittern ging über ihren Körper, als sie fortfuhr:

„Dort kamen wir an. Da umschlang der Grieche von rückwärts den Hals des Fremden, würgte ihn und riß ihn auf die Knie. Das war furchtbar anzusehen. Die Augen traten aus den Höhlen und sein Mund öffnete sich. Röchelnde Töne schrie der Fremde. Aber der Grieche rief: ‚Stoß ihm den Dolch in die Brust, dem Hund.' Und als ich zögerte, schrie er: ‚Stoß zu, oder liebst du den, der dich geschändet hat?'

Da vergingen mir die Sinne. Ich weiß nicht mehr, was ich tat. Ich weiß nur, daß ein dicker, dunkler Blutstrom mich besudelte, als ich den Dolch aus seiner Brust zurückriß und dann stach ich wie eine Wahnsinnige, wohin

ich traf. Zehnmal, zwanzigmal! Ich erſtach den Griechen und zerfleiſchte den Fremden und warf ihre Leichen dort hinab. — Dort! Siehſt du das Waſſer!"

Bernhard ſtützte erſchüttert die Wankende.

„Und warum wollteſt du mich töten?" fragte er leiſe.

„Ich weiß es nicht! Wenn der Mond voll in die Schlucht ſcheint, muß ich an dieſe Stelle gehen mit jenem Dolche, mit dem ich die beiden erſtochen habe. Die ſitzen da am Rand ... da am Waſſer ... da ... da ..." Ihre Augen wurden ſtarr, ſie ſtreckte beide Arme nach vorwärts. Ein ſchmerzliches Lächeln verzog ihren Mund. Leiſe ſagte ſie:

„Ach, ich habe keine Waffe, ſie zu töten! — Siehſt du ſie? Siehſt du ſie nicht? Sie ſitzen am Rand des Felſens und ſchauen in das Waſſer hinunter. —"

Waſilikes Augen flackerten irr. Sie riß ſich aus Bernhards Armen und lief ſchwankend, den Kopf weit zurückgebogen, nach vorwärts, auf die Stelle zu, an der ſie die Geſtalten zu ſehen vermeinte.

Bernhard überwand das Grauen, das ihn für Augenblicke lähmte. Aber es war zu ſpät.

Waſilike rannte, unverſtändliche Schreie ausſtoßend, über den Rand des Felſens hinaus in das Leere .....

Bernhard ſah ſie ſtürzen. Sie entſchwand ſeinen Blicken, dann hörte er ein dumpfes Aufſchlagen, dann einen durchdringenden, gräßlichen Schrei und dann das Aufklatſchen eines Körpers im Waſſer .....

Schon lag die Dämmerung bleigrau im Tal der böſen Geiſter.

Bernhard blickte vom Schwindel gefaßt vom Rand des Felsens in das grüne, ekelhafte Waſſer.

Da lag, mit dem Körper verſunken, mit den roten Haaren in einem kleinen Dornbuſch, der dicht am Bache ſtand, verhängt, Waſilike. Nur ihr ſchönes Haupt ragte aus der grünen Algenmaſſe heraus und ihre gebrochenen grünen Augen, über denen ſchwere ſchwarze Wimpern ſtanden, ſtarrten in die Höhe. Eine ſenkrechte Falte zwiſchen den Brauen gab dem lieblichen Geſichte etwas Strenges und Trauriges. Der Mund war halb geöffnet.

Sie war tot.

Bernhards Kraft brach zuſammen. Er ſank am Rand des Felſens nieder, und als er aus ſeiner dumpfen Ohnmacht ſich wieder aufraffte, war es heller Tag.

Es war für den, wie aus einem ſchweren Traum Erwachenden ein Entſchluß, wieder über den Rand hinunter zu blicken.

Da lag die Tote noch. Aber ihr Körper war noch tiefer geſunken. Die grüne Algenmaſſe bedeckte nun faſt das ganze Geſicht; nur die grünen Augen ſtarrten noch in die Höhe und die roten Haare ſtrafften ſich zu dem Dornbuſch, der ſich zur Toten neigte. Eine ſchwarze Waſſerſchlange, durch Bernhards Bewegung erſchreckt, ringelte ſich aus dem Dornbuſch und glitt über die roten Haare hinüber auf das Haupt Waſilikes ... Da packte ihn das Grauen ...

Wie Chriſto es in der Nacht getan, ſo raſte Bernhard jetzt zurück bis an den Einſtieg zur Schlucht und hinauf in die Wände.

Es war ihm, als wenn Geſpenſter mit feuchten, modrigen Händen nach ihm griffen, als wenn große ſchwarze Vögel mit ſchweren Schwingen ſeine Schläfen ſtreiften. Das Blut hämmerte in ſeinen Adern. Er kämpfte mit Übelkeit und Schwäche.

In Tachtaköprü war Chriſto nicht zu finden. Bernhard nahm einen neuen Diener und ritt mit ſeinen Tragtieren, auf denen ſeine Habſeligkeiten verladen waren, viele hundert Kilometer fort.

Aber die Ereigniſſe der Nacht verließen ihn nicht.

Vierzehn Tage ſpäter entſchloß er ſich, nach Deutſchland zurückzukehren.

Frühlingsschlacht

In den Tagen von Tschataldscha 1913 geschrieben

Frühling war es, lachender, herrlicher Frühling. Der Sturm trieb die Wolkenfetzen vor sich her und fegte über die Novembertotenfelder bei Tschataldscha, fegte über die seichten Gräber, wo Tausende ruhten, fegte über die bleichen Tiergerippe, die auf den Heidehügeln lagen, und rüttelte an den großen weißen Zelten der türkischen Armee.

Rüttelte auch an den Menschenherzen, daß sie sich der Sonne öffneten und Wintergraus und Not vergaßen.

Das große Lieben zog durch die Natur. Im Spiel der kleinen Lebewelt der Insekten, die zu Millionen auf der Heide schwärmen, in den klagenden, sehnenden, schmelzenden Liedern der Nachtigallen — überall, überall wird das Mysterium der Liebe kund. Rings um das liebeleere, lebenvernichtende Soldatenheer erzeugt die Natur Leben und wieder Leben aus dem unerschöpflichen Born ihres Dranges zur Arterhaltung.

All dem Weichen, Versprechenden, Erfüllenden, Zeugenden und Gebärenden gegenüber, das die Heide füllt, von Meer zu Meer, sind wir wie in Eisen gepanzert. Hinter uns steht der Tod, der über das Leben grinst und in Verzweiflung über all dies lenzliche Entstehen uns vorwärts peitscht.

„Vorwärts, drüben stehen die Bulgaren. Töte, töte! Schreite über die Heide, zertritt, zerdrücke all das kriechende verhaßte Leben und töte diese Menschenleiber, die von Liebe

träumen, die von Zukunft träumen. Soldat gib deine Hand! Wir wollen töten! — Töten.“

Und der Frühling ſingt das alte Lied der Liebe.

„Hör mich! Hör mich! Du biſt nicht außer der Natur. Du biſt das Gleiche. Vergiß es nicht. —“

Das Frühlingslied wird leis und leiſer — des Todes „Töte!“ laut und lauter.

Da Blitz und Krach! Wie ein Heulen von tauſend Teufeln fährt es über unſere Köpfe. Da wieder! Da noch einmal! Fernher von jenem grünen Hügel kommt es her. Dort ſtehen bulgariſche Batterien, verdeckt, verſteckt, und ſenden Schuß auf Schuß gegen unſere Bataillone, die vorwärts gehen. Heute endlich vorwärts, vorwärts nach Wochen bewegungsloſen Erſtarrtſeins, nach wochenlangem Verzweifeln am Erfolg. Die grünen Bataillone ſteigen in das Tal und nun hinauf. Wie weit wollen ſie? Iſt kein Feind da? Die Artillerie feuert nicht mehr. — Da! da! Kleine Wölkchen, ſo ſchwach, ſo raſch vom Lenzeswind zerſtört, daß ſie nur das kundige Auge erkennt. Feindliche Infanterie! Nun pfeifen die Geſchoſſe. Nun klatſcht es, wie wenn man mit nackter Hand auf nacktes Fleiſch ſchlägt. Das ſind Treffer! Die Geſichter werden merkwürdig geſpannt, die gewöhnliche Gleichgültigkeit der ſtumpfen Anatolier verwandelt ſich in eine ungewohnte Lebhaftigkeit.

Das Infanteriegefecht beginnt. Jetzt kommen auch wieder die Schrapnells. Und harte Arbeit iſt es fürwahr. Sie ſterben rund um mich zu Dutzenden und Hunderten.

Stürzen in die blühende Heide, reißen mit krallenden Fingern Klumpen des Bodens heraus, wälzen ſich mit kreiſchendem Schreien im quellenden Blute und ſterben, ſterben. Und bevor ſie ſterben, haben ſie ſo große Augen, ſo fragende.

Der Tod ſitzt hinter mir auf einer kleinen Eſche und ſchlägt ſich auf die knöchernen Schenkel und lacht, lacht, daß mir der Schauer durch alle Knochen rinnt.

Wann kommt die Kugel für mich? Heute? Bald? Jetzt?

Und wieder geht es vorwärts. Daß ich immer an den Frühling denken muß! Ein Liebeslied klingt mir im Gedächtnis. Wo iſt die, der ich es in ferner Jugend ſang? Wie war ſie blond, und jung und ſchön!

Mein Regiment iſt ausgegeben. Ich habe keinen Mann mehr. Mit der letzten Reſerve bin ich in die Schützenlinie vorgegangen. Was, vorgegangen? — vorgeſtürzt, vorgekeucht.

Nun treibe ich vorwärts und lauſche auf das Toben des Todes, auf ſein Lachen und auf die Liebeslieder des Frühlings.

Nur Ideen laſſen uns ſterben mit dem Lächeln deſſen auf den Zügen, der weiß, daß er einen Zweck erfüllte. Und das zuckende Herz ſingt in den letzten Schlägen noch ſein letztes Frühlingslied.

Werden! Werden! Viel, unendlich viel muß vergehen, damit Weniges werde. Helden, die dem Wenigen, was

ſie ahnen, das zum Opfer bringen, was ſie allein beſitzen: Sich ſelbſt!

Perſönlich vergeſſen werden, auch in ſeiner Tat, die ſich mit Tauſenden vereinigen muß, um eine Wirkung zu wirken, perſönlich das Einzige verlieren, was zweifellos beſteht, ſein Ich, damit andere ihr Ich in günſtigeren Verhältniſſen leben können, damit andere, die man nicht kennt, künftige Geſchlechter, beſſer, höher, größer ſeien als wir: Das iſt Soldatenruhm und Soldatenpflicht.

Warum mir heute die Gedanken kommen? Gerade jetzt im Höllenlärm der Schlacht?

Ein heißer Wunſch zieht durch meine Seele. Möge unſerm deutſchen Lande ſolch deutſcher Soldatenſtolz erblühn, auf daß unſere Jugend ſterben kann, wenn der Frühling kommt.

Vorwärts! Seitengewehr pflanzt auf? — Hei, da ſpringt der blaue Stahl aus der Scheide! Wie ſie leuchten, die Klingen! Wie die Sonne ſich in ihnen ſpiegelt!

Vorwärts!

Vier Stunden haben wir zu 600 Metern gebraucht, und nun iſt es vergangen wie eine Viertelſtunde. — — —

„Was lachſt du denn, Mehmed?“ Mein Horniſt lacht und tanzt und betet. Alles auf einmal. Der Wahnſinn ſpringt aus ſeinen Augen, er deliriert! Nun rennt er vorwärts und ſtößt tieriſche Laute aus heiſerer Kehle — — da wirft ihn die gnädige Kugel nieder. Er ſtürzt und hält ſich den Leib. Und bläſt: „Vorwärts! Vorwärts!“ Das nervenpeitſchende Signal! Immer lauter bläſt er

mit ſtieren Augen. Jetzt ein ſchrecklicher Schrei des Horns. Mehmeds Arme fahren in die Luft. Der heißblütige Araber iſt zu Ende.

Und die Schützen ſtürmen weiter, Stahl dringt in Fleiſch, und Hände krallen ſich um Kehlen. Ächzende, heulende, ſeufzende, ſchreiende Töne mengen ſich mit dem furchtbaren Rufe: „Allah, Allah, Allah!“

Und Sieg, Sieg iſt es geworden!

Die Feinde fliehn! Wenige! Man ſtolpert über Leichen und iſt ſo müde, ſo müde.

Ein alter Leutnant, der aus dem Unteroffizierſtande hervorgegangen iſt, ſteht neben mir. Sein weißer Bart weht im Winde. Sein Rock hat hundert Flicken und hundert Löcher.

„Herr,“ ſagt er, „nun bin ich glücklich.“ Er ſpricht ſchwerverſtändlich, denn der Skorbut hat ihm im Yemen die Zähne weggefreſſen.

„Wir haben geſiegt, Ali,“ ſage ich ihm, „aber viele ſind tot.“

„Sie ſind bei Gott.“

„Weißt du, warum ſie ſtarben?“

Da blitzen ſeine Augen.

„Herr! Damit unſere Kinder leben.“

Das war Frühling bei Tſchataldſcha! Das war ein Liebeslied voll Unſterblichkeitsgedanken: Dies große Sterben, damit unſere Kinder leben.

Marmara

Ein ſonnenſchwerer Sommernachmittag! Unſer Dampfboot, unſer winzig kleines, verließ den Kai von Galata und zwang ſich mühſam, mit ſeiner ſchrillen Pfeife ſchreiend, durch die Maſſe der Schiffe, die da hin und her fuhren, wo das Goldene Horn in den Bosporus mündet.

Mich hatte der Dienſt plötzlich nach den Dardanellen gerufen. Der Koffer war ſchlecht gepackt — viel Wichtiges mochte vergeſſen ſein. Ich kümmerte mich nicht darum. Ein paar dienſteifrige Soldaten hatten ihn auf dem Dampfer verſtaut, weiß Gott, wo! Auch darum ſorgte ich nicht. Ich war müde und von der unerträglichen Hitze abgeſpannt an Bord gekommen und nahm dankbar den Feldſtuhl an, den mir der Kapitän auf der Kommandobrücke anbot.

Während ich voll Intereſſe den Manövern der Abfahrt zuſah, merkte ich nicht, wie das Schiff, das winzig kleine, ſich füllte. Es waren ſicher hundert Perſonen allmählich angekommen, mit Packen und Koffern, Teppichen und Tüchern. Lauter arme Leute, die aus irgendeinem Grunde nach Panderma wollten, dem kleinen Hafen an der Südküſte des Marmarameeres. Das Schiff hatte Platz für etwa fünfzig Paſſagiere, und nun waren es hundert. —

Der Kapitän zuckte die Achſeln, als ich ihm die Gefahr des Transportes vor Augen hielt. „Was willſt du, Herr?“ ſagte er. „Wir ſtehen alle in Gottes Hand!“

Dagegen ließ ſich nichts einwenden.

Weiß glitzerte das Marmarameer, als wir die Spitze des alten Serails mit dem hohen Leuchtturm umfuhren. Es regte ſich kein Lüftchen. Die Menge auf dem Schiff hatte jedes Winkelchen beſetzt. Wo man hinſah, kauerten ſie zu Dutzenden, die wenigen Kajüträume waren gewiſſermaßen bis oben gefüllt. Man hatte den Eindruck, als wenn dieſe Menſchen übereinander ſitzen können.

Ich war froh um meinen Feldſtuhl auf der Kommandobrücke, wenngleich ich damit rechnen mußte, die ganze Nacht hier zu ſitzen.

Ich träumte ein paar Stunden lang in das Meer hinaus. Es wurde rot und gelb im Weſten und mählich ſchwanden die Ufer. Noch lange ſah man die Ruſſenſäule von St. Stefano, dann verſchwand auch dieſe in dem feinen Nebelvorhang, der aus dem Meere ſtieg.

Der Abend kam und mit ihm eine leichte Briſe aus Süd-Südweſt.

Auf dem Schiff war es ſtill geworden.

Nur die Maſchinen ſtießen ihre taktmäßigen Geräuſche aus. Man konnte nach ihnen alte Melodien ſummen. Ein lauer, müde machender Abend ....

Mich weckte die Kälte aus einem anſcheinend langen Schlafe auf. Es war Nacht geworden und die Sterne ſtanden groß und klar über dem Meere. Der Wind war etwas ſteifer geworden und die Wellen trugen einen leichten opalenen Glanz.

Auf den Wellen tanzten Erinnerungen einher. Unbeſtimmte, geſtaltloſe, aber doch ſich bemerkbar machende.

„Weißt du noch?“ flüſterten ſie. „Damals! Damals! Als du die Sehnſucht nach der Fremde hatteſt? Wie war das doch?“

Und grüne Bergeshalden und rauſchende Tannen, eisgraue Felſen und blaue Bäche meiner Heimat ſah ich vor mir. Und liebe Augen ....

„Man kann gut träumen auf dem Marmarameer,“ ſagte ganz leiſe, und als ſagte er das zu einem unſichtbaren Dritten, der Kapitän.

„Ja, Kapitän, haben Sie gerade auch geträumt?“ war meine Antwort.

Und er erzählte mir ſeine Geſchichte. Sie war einfach genug. Der Vater war ein kleiner Beamter in Albanien geweſen und wurde bei einem der vielen albaniſchen Aufſtände totgeſchlagen. Die Mutter und die drei Schweſtern waren dann nach St. Stefano in das Haus eines Verwandten gezogen. Dort ſind ſie während des Balkankrieges alle an der Cholera geſtorben.

„Und nun ſind Sie ganz allein?“ fragte ich teilnehmend.

„Ganz allein. Ich habe keinen Verwandten, keinen Freund — nicht einmal einen Bekannten. Ich bin ganz allein. Ich und mein Schiff. Und mein Schiff iſt alt. Es wird bald außer Dienſt geſtellt!“

„Ei, dann bekommen Sie ein neues!“ warf ich ein.

„Ein neues? Nein! das neue hat ſchon ſeinen Kapitän. Ein junger Mann iſt es, der großen Einfluß bei der Schiffsgeſellſchaft hat. — Ich komme zum alten Eiſen ...“

„Aber dafür ſind Sie zu jung?“

„Zu jung! Ja, ja, das bin ich. Zu jung zum Sterben und zu alt zum Leben. Das ist eine mißliche Lage, gnädiger Herr."

Dann versiegte unser Gespräch. Ich hüllte mich fröstelnd in meinen alten, warmen Soldatenmantel und versuchte wieder einzuschlafen.

Mir ging der Kapitän nicht aus dem Sinn, der da neben mir stand und nach vorne sah. Keine deutsche Seemannserscheinung! Er war klein, mager und unscheinbar. Ein langer, schwarzer, hängender Schnurrbart machte das Gesicht noch kleiner als es wahrscheinlich war. Der rote Fez fiel ihm fast auf die Ohren.

Nach einer kalten langen Nacht kam der Morgen und mit ihm der Nebel, der von der milchweißen phosphoreszierenden Flut aufstieg und uns in ein undurchdringliches Gewebe hüllte.

Der Kapitän ließ die Dampfpfeife ertönen. Der Zeit nach mußten wir schon nahe an Panderma sein. Auch die Lotung wies auf die Nähe des Ufers hin. Auf einmal rief der Kapitän „Halt" in sein Sprachrohr und gleich darauf schreit er: „Volldampf rückwärts!" Ich sehe, wie sein Hals sich bläht und sein Gesicht rot wird. Dann war es wie ein furchtbares Knirschen. Ein Schiffsrumpf ragt aus dem Nebel auf und quetscht sich vor unserer Schiffsspitze vorbei. Nur zwei Sekunden! Aber die hundert Menschen hatten tausend Schreie. Dann war alles vorbei. Das fremde Schiff verschwand im Nebel und wir hielten an. Zwei Stunden blieben wir so liegen. Unserm Schiffe war

nichts geſchehen und allmählich beruhigten ſich die Paſſagiere. Es wurde gemeldet, daß im Vorderſchiff ein kleines Leck ſei, aber nur wenig Waſſer eindringe. Dieſe Meldung wußte nur der Kapitän und ich. — Man hörte fortgeſetzt die Dampfpfeifen anderer Schiffe.

Endlich hob ſich der Nebel und vor uns im Glanz der Morgenſonne lag Panderma. —

Die Boote kamen, uns zu holen. Ich verabſchiedete mich beim Kapitän. Der drückte mir die Hand und ſagte, ſich entſchuldigend: „Der Herr hat eine ſchlimme Fahrt gehabt. Seien Sie nicht böſe. Ich habe Ihnen heute nacht nicht alles erzählt. Es fehlt noch etwas. Das Schlimmſte. Es iſt meine letzte Fahrt. Auch ich gehe ans Land. Sehen Sie dort das Boot, der dicke alte Herr ... Der hat das Schiff gekauft.“

Tränen liefen ihm die Wangen herunter. Er ſchüttelte mir die Hand lang und wollte noch etwas ſagen. Aber er konnte nicht mehr. — Der Mann hatte vor zwei Stunden hundert Menſchen durch ſeine Geſchicklichkeit gerettet. Und jetzt war er beiſeite geſchoben und fertig. — Sein Lied war zu Ende. —

„Kapitän,“ tröſtete ich ihn, „auch das liegt in Gottes Hand.“

Ein friſcher Seewind brachte mein tänzelndes Boot an die Brücke, wo die türkiſchen Herren des Generalkommandos ſchon mit Sorge auf mich gewartet hatten.

Glaube

Vor der Türe der Sultan-Achmed-Moſchee war ein altes Mütterchen zuſammengebrochen.

Zuerſt beachtete man ſie nicht. Da liegt ſo viel Menſchenelend herum und ſtreckt verſtümmelte Gliedmaßen den Vorbeigehenden entgegen oder ſchläft mit erblindeten Augen den tiefen Schlaf der Erſchöpfung — da kauert ſo viel in den Ecken, daß ein daliegendes altes Weiblein kein Intereſſe beanſprucht.

Erſt nach Stunden fällt es einem Bettler auf, daß die Geſtalt noch immer ohne Bewegung liegt, und er zeigt ſie uns, die wir gerade vorbeigehen.

Wir richten das alte Mütterchen auf. Sie iſt tot.

Nun ſammeln ſich doch Leute, auch der Moſcheendiener kommt herbei.

Er kennt die Alte, ſeit Jahren.

Und er erzählt ihre Geſchichte. Ganz kurz und ganz klanglos.

„Sie iſt die Frau von Achmed Agha, dem Stiefelputzer. Der ſaß ſeit Jahr und Tag an der Brücke und hat was verdient. Aber er hat alles vertrunken. Und dann iſt er geſtorben. Ein Sohn war da, der iſt als Soldat nach Yemen vor drei Jahren, als der Alte ſchon tot war. Und iſt dort unten von den Arabern erſchoſſen worden. Das war ein böſer Tag, als die Alte das erfuhr. Sie brachte mir einen Brief. Da ſtand es drin. Ich ſollte es ihr vorleſen, ſie konnte nicht leſen.

Da habe ich es ihr vorgeleſen. Ich wußte ja nicht, daß es ihr Sohn war.

„Nein," hat ſie geſagt, „das iſt nicht ſo. Du lügſt, er lebt."

Nach einem Jahr kam das Bataillon zurück. Da hat es ihr ein Schreiber beſtätigt. Auch dann hat ſie es noch nicht geglaubt. Tag für Tag kam ſie in die Moſchee und hat gebetet. Und wenn ſie mich traf, ſagte ſie mir jedesmal: „Allah gibt ihn mir wieder. Ich weiß es." Und dabei hat ſie ganz fröhlich gelacht.

Heute früh erſt ſprach ich mit ihr. Sie war fröhlicher noch als ſonſt und erzählte mir, daß heute nacht ihr Sohn ihr erſchienen ſei und ihr geſagt habe, er ſei auf der Fahrt nach Konſtantinopel, um ſie zu holen, in ein ſchönes Land.

„Da werde ich nicht ſo Hunger leiden, wie ſeit dem Tode Achmed Aghas," ſagte ſie zu mir; „o, wie freue ich mich. Allah iſt groß und gütig."

„Amen," ſagte der Poliziſt, der dabei ſtand.

Dann haben ſie das alte Weiblein fortgetragen.

Der Orientale und sein Pferd

Wenn du in Europa ein Pferd kaufst, kannst du betrogen werden, wenn du aber im Orient eines kaufst, wirst du rettungslos betrogen. Reg' dich nicht auf darüber, denn du machst immer noch ein gutes Geschäft dabei.

Für 350 Mark gibt es gute Reitpferde und für 800 kann man ein edles arabisches Vollblut haben. Ich habe in Aleppo beobachtet, wie zwei Araber um ein Pferd schacherten. Schön war das Tier nicht, aber alt und hatte nach den Angaben des Verkäufers Eigenschaften ... ja dazu muß man arabisch sprechen, um die Süßigkeit, Herrlichkeit und Vorzüglichkeit dieses Gaules entsprechend auszudrücken. Der Verkauf gelang. Ganze 80 Mark! — Und der Käufer schwang sich auf die sattellose Rosinante, riß den durch das Maul des Tieres gezogenen Zuckerstrick gen Himmel, was irgend eine geheime reiterliche Hilfe bedeuten sollte, bewog durch furchtbares Peitschenhauen das lebendige Skelett zu einem geradezu grotesken Galopp und sprengte über das Pflaster davon.

So ein armes Tier wird geritten, bis es unter dem Reiter verendet. Mitleid, Sorge für sein Pferd oder das Bedürfnis, das Tier sauber zu halten, kennt der Orientale nicht. Er knüpft ihm — gegen den bösen Blick und die Wirkung massenhaft herumvagabondierender böser Geister — ein paar blaue Glasperlen in Schweif und Mähne. Mag ganz gut sein, nur hilft es gegen die Räude nichts! Die kommt weniger von bösen Geistern als von

Schmutz und wenn du, verehrter Leſer, im Orient Pferde und Eſel ſiehſt, die mit traurig komiſchen Augen verſuchen, ihr dem Kopf entgegengeſetztes Körperteil zu betrachten, was immerhin einige Schwierigkeit bereitet, dann aber an Hausecken, Zäunen und Pfeilern eben dieſen Körperteil reiben und jucken — dann hat, Allah wird wiſſen warum, das betreffende Tier für jahrelanges Nichtgeputztwerden dankend mit Räude quittiert. — Was übrigens den in gleicher Not befindlichen Kutſcher nicht weiter gedankenvoll oder traurig ſtimmt!

Wir müſſen, wenn wir unſer Thema recht gründlich behandeln wollen, zwiſchen dem Orientalen als Reiter und dem Orientalen als Kutſcher unterſcheiden. Der Türke iſt kein Reiter mehr, wie er es wohl noch vor Jahrhunderten war. Ihm dient das Pferd als bequemes Fortbewegungsmittel. — Freude am Reiten dagegen hat der Beduine, der Araber. Merkwürdig berührt uns aber auch beim Araber das Fehlen der Schenkelhilfe; es wird mit Zügel und Peitſche geritten; eine nach unſerem Geſchmack als notwendig angeſehene zwingende Einwirkung auf das Pferd durch Gewichtshilfe und Unterſchenkel findet man nirgends. Selten tragen die Reiter Sporen. Die kleinen, außerordentlich leiſtungsfähigen Pferde ſind viel gutmütiger als die Ungarn oder Oſtpreußen. Seliges Land für Sonntagsreiter! Der Begriff des Pferdes als „offenes Grab" fehlt völlig. — Die „Fliegenden Blätter" würden wegen Stoffmangels im Orient eingehen — denn es gibt auch keine Dackeln und das Lügen zeichnet nicht allein den Jäger aus. —

Von der Trittſicherheit der anatoliſchen Pferde macht man ſich, wenn man ſie nicht geritten hat, keinen Begriff. Ich ritt einmal in ſtockfinſterer Nacht einen ſteilen Jägerpfad im Gebirge hinunter. Rechts Fels und links Abgrund und ich ſah kaum den Kopf des Pferdes, geſchweige den ſteinigen, oft von Felsſtufen unterbrochenen Weg. Da ich mich — der Weltkrieg hatte begonnen — dem Vaterland für mehr militäriſche Zwecke erhalten wollte und den Tod in der Schlucht für ebenſo unrühmlich als unſympathiſch anſah, hielt ich an, um abzuſteigen. Mein Begleiter, Allah ſchenke ihm ein langes Leben, es war ein braver, treubeſorgter Gensdarm, rief mir zu, (von einander ſehen war keine Rede): „Was hältſt du Herr?" — „Abſteigen Kamerad! Abſteigen" war meine Antwort. „Willſt du hinunterfallen Herr? Bleib doch oben. Das Pferd geht ſicherer als du!" Und ſo war es auch. Wir kamen ohne Unfall an unſer Ziel und mein Gensdarm hatte recht behalten.

Es gibt wohl auch bösartige Tiere, weniger dem Reiter gegenüber, als dem, der ſie führt oder der aufſitzen will. Man reitet faſt nur Hengſte und die haben ab und zu, manche auch immer, die liebliche Eigenſchaft, zu beißen und mit den Vorderfüßen zu ſchlagen. Ich hatte eine Zeitlang einen kleinen arabiſchen Vollbluthengſt, der mit Vorliebe auf den Kopf des Pferdehalters zielte — und das hält ſelbſt ein anatoliſcher Kopf auf die Dauer nicht aus. Doch geben ſich dieſe Ungezogenheiten bei liebevoller Stallpflege in der Regel ſehr bald. Ich hatte dann ſpäter

einen großen, mächtigen arabiſchen Halbbluthengſt, der, als ich ihn kaufte, kaum zu putzen war. Er befand ſich, offenbar immer ſchlecht behandelt und mißhandelt, in ſtetem Kampf mit der Menſchheit. Mir lief er bald über die Straße entgegen und durchſucht mit ſchnuppernder Naſe meine Rocktaſchen. Aber ſeine leuchtenden Augen glühten unter dem dichten bis auf die Nüſtern fallenden Stirnhaar, wenn ihm ein Fremder zu nahe kam und zornig ſchlug er mit dem rechten Vorderfuß Funken aus dem Pflaſter, wenn er ſtehen ſollte und doch ſo gerne fort wollte.

Die gewöhnlichen anatoliſchen Pferde gehen einen zappligen Schritt und einen haltloſen Galopp. Ein ausgeglichener Trab iſt faſt unbekannt. Beſonders beliebt ſind Paßgänger. Den Türken gefällt dieſe Gangart ganz außerordentlich, dem Europäer iſt ſie unausſtehlich. Nichts Schöneres aber, als auf einem edlen Araberhengſt über die Heide zu galoppieren, mit dem Wind um die Wette!

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten,
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten.
Und ich reite froh in alle Ferne,
über meiner Mütze nur die Sterne.

Wie oft glänzten ſie über mir, die glitzernden Sterne orientaliſcher Nächte! In der Heide von Tſchataldſcha, in den Hügeln und Bergen von Bithynien und am Rand der Wüſte. Und immer war es das treue Pferd, das mit mir atmete in der unendlichen Einſamkeit der Nacht.

Ein warmes, herzliches Gefühl dem Tier gegenüber kennt der Orientale nicht.

Trotzdem verlangt er, namentlich als Kutscher, nahezu Vernunft von seinen Tieren und ist empört, wenn sie seinen Erwartungen nicht ganz entsprechen, das heißt, wenn sie nicht klüger sind, als ihr Herr.

Ich habe einmal eine ganze Nacht meinem Kutscher zugehört, der mich auf wilder Bergstraße über den Taurus fuhr. Er sprach nicht etwa mit mir, sondern mit seinen Pferden, zwei elenden anatolischen Tierchen, die aber meine schwere Victoria in 13 Stunden 90 Kilometer über die Berge zogen.

Anfänglich begnügte sich der Kutscher mit der immer wiederholten Ermunterung: „Vorwärts mein Sohn!" dann an beide gerichtet: „Zieht Kinder! Zieht!" Der Weg führte durch ein schaurig schönes Bergtal. Der Mond war noch nicht da. „Es kommen keine Geister! Kinderchen fürchtet euch nicht! Die bösen Geister kommen nicht! Zieht Väterchen! Ihr Soldaten, ihr Löwen zieht!" Die Worte wurden in ängstlichem Tone eindringlich den Pferden zugerufen. Sie dienten zur Beruhigung der eigenen Furcht. Denn böse Geister — das ist so 'ne Sache im Orient!

Das Sattelpferd wird etwas faul. Mein Kutscher springt vom Bock, schleicht sich an das Pferd, wie ein Panther an seinen Raub und fängt an: „Du! Du! Meinst du ich seh' dich nicht! Du Schandkerl! Faul bist du und meinst, das merke ich nicht! ha! ha! Das merk ich schon! Du Schwein! Du ..." Nun folgen gar nicht wieder-

zugebende Ausdrücke und wütende, klatschende, sinnlose Peitschenhiebe.

Das arme Tier reißt, vorwärts stürzend, den Wagen faßt in den Abgrund. Geländer sind unbekannte Kulturgegenstände, ebenso wie Wagenbremsen oder Hemmschuhe.

„Brav mein Seelchen! Du Mekkapilger!“[1]). Und der Kutscher steigt wieder auf, um diese Komödie nach zehn Minuten von Neuem zu beginnen. Mit anderen Worten, Flüchen und Beschimpfungen und dem gleichen Resultat.

Die Leistung dieser anatolischen Wagenpferde ist geradezu unglaublich. Ich bin schon 14 Stunden mit nur einstündiger Rast, fast immer Trab gefahren. Ab und zu ein Schluck Wasser und bei der Rast ein paar Hände voll Gerste: das genügt diesen klapperdürren Pferdchen.

Eine ganz besondere Rolle spielen im Orient, namentlich im gebirgigen Gegenden die Tragtiere. Das sind wohl die armseligsten Vertreter des Begriffes „Pferd!“ Was da alles auf dem hölzernen, an sich schon hinreichend schweren Tragsattel aufgepackt, aufgeschnürt, angehängt, darauf gestülpt, lastet, drückt und schwankt, ist gar nicht zu sagen. Und ganz oben über Koffern und Decken, Kisten und Kochgeräten sitzt der Besitzer des Pferdes mit seinen 90 kg Eigengewicht.

Unwürdig für das Tier, das in herrlicher Bewegung seiner Glieder laufen soll und in der Schnelligkeit seinen Beruf findet!

---

[1]) Hadji — ehrender Beiname desjenigen, der die heilige Stätten besucht hat.

So keucht und kreucht es mit gesenktem Kopf, zitternden Knien, wie ein zum Tode verurteilter Verbrecher, seines Weges. Es schämt sich seiner Berufsgenossen, des kleinen Esels und des großen Kamels, die im Lasten tragen die eigentlichen Meister sind.

Und träumt vielleicht von goldenen Zäunen und Perlengehängen und stolzem Gang unter stolzem Reiter, von arabischer Fantasia in brausendem Galopp und . . . ja das gewiß, von Bergen goldgelber Gerste und von all den Märchen des Orients, die einem armen Packpferd eben immer Märchen bleiben!

Wenn dann die letzte Kraft zerbrochen und zermürbt ist, dann bricht das orientalische Pferd vor seinem Wagen oder unter seiner Last zusammen.

Mit ein paar frohen Kindheitstagen hat das Leben begonnen, dann kam die Arbeit langer Jahre ohne Freiheit, ohne Ausruhen. Und endlich kommen mit schwerem Flügelschlage, die beschwingten Totengräber — Adler und Geier — und senken sich herab.

In wenig Stunden haben sie ihre Arbeit verrichtet.

An diesen Kadavern ihrer Kameraden gehen die Pferde nicht gerne vorbei; es ist fast das Einzige, vor dem sie scheuen. Beruhigend schmeichelt ihnen der Kutscher: „Fürchte dich nicht. Allah schenkt dir langes Leben, du mein Seelchen.“

Aber was so ein richtiger anatolischer Gaul ist, der weiß das viel besser als sein Kutscher. Der sieht in dem gefallenen Pferd sein Schicksal, dem er nie entrinnen kann.

Keine mildtätige Hand tötet ein ſterbendes oder unheilbar krankes Tier — das iſt verboten. Darum müſſen die armen Tiere im Orient ebenſo leiden, wie in unſeren Kulturländern die unheilbar kranken Menſchen, mit denen wir Mitteleuropäer teils aus religiöſen, teils aus forenſiſchen Gründen ſo wenig Mitleid haben.

In beiden Erſcheinungen ſpricht ſich ja wohl, wenn wir den letzten Motiven nachgehen, die Achtung vor dem Leben aus. Beim Orientalen iſt dieſes Motiv aber längſt vergeſſen, denn er tötet das Tier zwar nicht, aber er quält und prügelt es zu Tode, freilich ohne dolus directus. Wie weit bei uns das urſprüngliche Motiv bei Behandlung der Menſchen verloren ging und einem reinen Formalismus Platz gemacht hat, überlaſſe ich der Beurteilung meines gütigen Leſers, den ich um Verzeihung bitte, daß ich ihn, wohl gegen ſeinen Willen, aus heiterem Anfang zu ſo ernſtem Ende führte.

Der Imam von Bagdad

Eine heitere Hiſtorie aus dem türkiſchen Volksleben

Bevor wir die Erzählung beginnen, müſſen wir wiſſen, was ein Imam im allgemeinen und was der Iman von Bagdad im beſonderen iſt. Dieſe Einleitung, die deutſchen Leſern gegenüber unerläßlich iſt, wird meinen türkiſchen Freunden unnötig erſcheinen. Im ganzen Reiche des Halbmonds weiß man, daß Imam den höchſten Geiſtlichen einer Moſchee bedeutet und von Aleppo oſtwärts an kennt man den Imam von Bagdad als ein Geſpenſt von ganz eigenartigem Betragen. Es erſcheint in der Geſtalt eines alten Mannes, mit wallendem weißen Barte, in dunkle Gewandung gehüllt und mit einem hohen Turban auf dem Haupte. Der Imam von Bagdad poltert und ſchimpft und obwohl ich nicht hörte, daß er je einem Menſchen etwas zuleide getan hätte, fürchtet ihn ganz Bagdad ſehr. So ſehr, daß man ihm kleine Hausaltäre baut und nicht gerne die Möbel umſtellt, denn der alte Herr iſt ganz ausnehmend konſervativ und gerät durch die Veränderung des Beſtehenden in furchtbare Wut.

Wenn die Dämmerung, die kurze Dämmerung des Orients hereinbricht, erſcheint der Imam im Keller oder gar in einer Küche. Ohne daß er einen beſonderen Hang für das Küchenperſonal dokumentiert, ſchleudert er, wenn er erzürnt iſt, das Geſchirr zu Boden, freut ſich ingrimmig über die Scherben und verſchwindet, wie er gekommen, im Schatten eines Schrankes oder in der Ecke des Herdes.

Dieſe Vorbemerkungen genügen zur Erklärung und nun können wir beginnen.

In Bagdad, der alten Kalifenſtadt, lebte vor Jahren ein braver gottergebener Schuſter, mit Namen Ahmed Agha. Wir könnten etwa Meiſter Ahmed ſagen. Es gab und gibt heute noch Hunderte von Ahmed Aghas in Bagdad und mindeſtens zehn davon, die Schuſter ſind, aber dieſer eine zeichnete ſich durch zwei Eigenſchaften aus, die, wenigſtens vereint, nicht allen Ahmeds anhafteten: er hatte erſtens eine geradezu krankhafte Angſt vor Geſpenſtern und zweitens eine friſche, reizende Nichte, die den nicht ſeltenen Namen Suleima führte und den eigentümlichen Beruf hatte, die lebendige Hausmiete ihres Onkels zu ſein. Das Haus Ahmed Aghas gehörte nämlich dem Gouvernementsſchreiber Muſtafa Efendi, einem alten unſauberen und häßlichen Kerl, dem Ahmed Agha ſeine Nichte zur Frau verſprochen hatte unter der Bedingung, daß ihn der Schreiber fünf Jahre lang, ohne Miete zu verlangen, in dem Hauſe wohnen ließ. Nun waren ſchon vier Jahre dieſes eigentümlichen Vertragsverhältniſſes abgelaufen. Suleima wußte von dieſer Abmachung, und als ſie zum erſtenmal den alten Schreiber ſah, ſagte ſie zu ihrem Onkel: „Dieſe dicke Tonne ſoll ich heiraten?“ Und dann etwas, was auf deutſch etwa mit: „Ihr könnt mich alle gern haben“ zu überſetzen iſt. Dieſer Ausdruck tiefſter Lebensphiloſophie iſt auch in der türkiſchen Sprache vorhanden. Die Familie Ahmed Aghas, die aus ihm und ſei-

ner alten tauben Schweſter beſtand, ging über dieſe kategoriſche Erklärung ſtillſchweigend hinweg, Ahmed, weil er Suleimas heftiges Temperament fürchtete, die Schweſter, weil ſie ſo taub war, daß ſie gar nichts gehört hatte.

Die Frau Ahmeds war ſchon lange geſtorben. Sie ſcheint kein Engel von Natur geweſen zu ſein, denn Ahmed Agha hatte auf eine Wiederholung des Ehelottos verzichtet. Von mehreren Frauen war ſchon gar keine Rede. „Dazu gehört Geld", pflegte er nicht mit Unrecht zu ſagen. „Eine iſt gerade genug. Mein Gott, mein Gott, wenn ich vier Omm Habibas gehabt hätte." Habiba war der ſtolze Name der Madame Ahmed geweſen, den ſie mit einer Mutter der Gläubigen, wie die Prophetenfrauen im Volke heißen, gemeinſam hatte. Mit einem Propheten wäre ſie auch vielleicht ganz gut ausgekommen, mit einem Schuſter aber war das jedenfalls nicht ſo geweſen. Um das Intereſſe von von ſich abzulenken, hatte Ahmed noch zu Lebzeiten Omm Habibas die Tochter ſeines Bruders, der als Witwer verſtorben war, zu ſich genommen. Das war Suleima.

Und Suleima langweilte ſich hinter den Holzgittern des kleinen Harems. Die einzige, nicht gerade erfreuliche Abwechſlung ihres eintönigen Lebens beſtand in den Prügeln, die ihr die Tante verabreichte. Dieſe Tante, deren Alter wir ſchon angedeutet haben, bedurfte der körperlichen Bewegung, und da ſie zum Spazierengehen zu faul war, prügelte ſie ihre Nichte, auch wenn kein reeller Grund hierfür vorlag. Suleima beſaß nicht genügend Familienſinn, um dies Gebaren der Tante reizvoll zu finden, hatte

aber doch ſo viel Anſtand, die Tante, der ſie im Fauſtkampf ohne weiteres überlegen geweſen wäre, nicht wieder zu prügeln. Sie war ein kräftiges und doch zart geformtes Mädchen von ſechzehn Jahren. Ihre ſchwarzen Augen blickten unter langen Wimpern ein wenig müde in die Welt, ein wenig gelangweilt und doch ein wenig neugierig. Wenn ſie ihre dichten, ſchwarzen Haare kämmte, trällerte ſie luſtige Lieder, die von der Tante nicht gehört wurden, was für die Sängerin von einigem Vorteil war. Wenn ſie ſich aber anzog, dann blieb ſie gerne mit bloßen Schultern und freiem Halſe ein wenig vor dem Spiegel ſtehen, drehte ſich nach rechts und nach links, lächelte ihr ſüßes Geſichtchen, das ihr mit kirſchrotem Mund aus dem alten Familienmöbel entgegenſah, ſchelmiſch an, drohte ihm mit dem Finger und ſagte: „Pfui, Suleima! Wie biſt du hübſch.“

Auch dieſe Äußerungen hörte die Tante nicht, denn ſie war in erfreulich hohem Maße taub, aber ſie ſah die koketten Tänze ihrer Nichte vor dem Spiegel und fuhr ihr mit zehn Fingern in die ſchwarzen Haare. „Du Dirne, du!“ ſchrie ſie und ſetzte noch ganz häßliche Dinge hinzu, die jeder ſich nach Belieben denken mag. Man beachte, zur Entſchuldigung der Tante ſei es geſagt, daß auch der ſelige Mann dieſer Ehrenwerten einſt ein Schuſter geweſen war und dazu noch ein Bagdader Schuſter. Zartfühlende Ausdrucksweiſe lag weder im Beruf, noch im pflichtgemäßen Innenleben der Bagdader Schuſterinnung begründet.

„Man ſoll dir deinen Hintern verſohlen!“ ſchrie die

Tante, die gerade an dem Tage, an dem unſere Geſchichte beginnt, beſonders ſchlecht aufgelegt war. Sie hatte auch wirklich Grund dazu. Suleima hatte nämlich, angeblich weil die Sonne ſo ſchön glänzte, ein Gitter des Haremsfenſters aufgemacht und ſich weit aus dem Fenſterrahmen hinausgebeugt. Das war für das auch bei älteren Bagdader Tanten außerordentlich hoch entwickelte Keuſchheitsgefühl ganz entſchieden eine ruchloſe Tat. Wir können nur mit Suleima froh ſein, daß die Tante nicht geſehen hatte, wie bei dieſer Gelegenheit ein Briefchen auf die Straße flog und wie dieſes Briefchen von einem elegant angezogenen jungen Mann raſch aufgehoben wurde. Hätte ſie das auch geſehen, ſie wäre wohl aus dem Optativ ihres Ausſpruchs zur Tat geſchritten, einer Tat, deren Schilderung uns denn doch zu ſchwierig geworden wäre.

Wir ſind demnach vom Standpunkt eines durchaus ſittlichen Autors mit der Tante oder mit dem Schickſal diesmal zufrieden.

Wir wollen unſerer Neugierde auch hinſichtlich des Briefchens Einhalt tun und nur die ſeltſame Erſcheinung kurz begründen, daß ein Bagdader Schuſtertöchterlein ſchreiben konnte. Das hing mit Omm Habiba, der ſtrengen Schuſtersfrau zuſammen, die ſelbſt des Schreibens kundig geweſen war und ſtets behauptet hatte, ſie verdankte allein dieſer Kunſt die abſolute Herrſchaft, die ſie über den in keiner Weiſe ſchreibkundigen Ahmed ausübte. Was ihr gedient, das ſollte der ins Haus genommenen Nichte einſt auch den Lebensweg erleichtern.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als Ahmed Agha nach Hauſe kam. Ganz ſicher war er nicht mehr auf ſeinen kurzen Beinen und der Fez ſaß einmal im Genick, worauf er bald wegen zu ſtarker Belaſtung der Hinterhauptpartien nach der Stirne geſchoben wurde, dann aber wieder ſaß er ſo dicht über den Augen, daß er am Sehen hinderte und in Ahmeds Geiſt die Idee einer durch Alkoholgenuß bewirkten Erblindung als Strafe Allahs hervorrief, was zur Folge hatte, daß eine unſichere Hand den Fez wieder in das Genick ſchob. Dies liebe Spiel füllte den ganzen Heimweg aus und war völlig hinreichend, Ahmeds Geiſteskräfte anzuſpannen, ja ſogar zu ermüden.

Der Schuſter öffnete mit erſtaunlicher Kunſtfertigkeit ſeine Haustüre und trat in die Werkſtatt, hinter der ſeine Schlafkammer lag.

Er hatte, über einige zur Reparatur verſammelte Schuhe ſtolpernd, die Türe noch nicht ganz erreicht, als ein Geräuſch ihn zuſammenfahren ließ.

Heiliger Gott! Wer ſitzt da am Werktiſch?

Ahmeds Haare hoben den Fez in die Höhe. — — —

Sein Mund ſperrte ſich auf und ſchlug ganz automatiſch wieder zuſammen, um ſich daraufhin gleich wieder aufzuſperren.

Irgendwo mußte ein kleines Licht brennen, denn nun erkannte Ahmed den Imam von Bagdad. Ganz deutlich! Ganz klar! Da ſaß er auf des Meiſters Stuhl und bearbeitete einen Schuh. Ahmed ſtand und ſtarrte, dann warf er ſich auf die Knie.

„Gott möge dir Leben ſchenken, Imam Efendi! Du biſt willkommen in meinem Hauſe! Geruhen Ew. Exzellenz einen Kaffee oder ein Nargileh zu befehlen?“ Dieſe Anrede kam nicht ſo glatt heraus, wie ſie da geſchrieben ſteht, denn ſie war einerſeits von devoteſten Grußbewegungen, andererſeits von einem nunmehr in wahrem Galopptempo vor ſich gehenden Kieferklappern unterbrochen.

Der Imam ſchnalzte mit der Zunge, was ſoviel wie „nein“ bedeutet. Dann ſprach er, freundlich auf den armen Schuſter blickend: „Friede ſei mit dir! Möge Allah, der Allmächtige, deine Omm Habiba ruhen laſſen!“

„Ja, das möge er!“ rief Ahmed, in aller Angſt doch mit bewundernswerter Feſtigkeit.

„Unterbrich mich nicht!“ ſagte lächelnd das Geſpenſt. „Dein Haus iſt ein Haus des Friedens und meine Seele freut ſich in Deinem Hauſe. Ich werde bei dir wohnen und du wirſt zufrieden ſein, mein Lämmchen. Sage aber niemandem etwas davon, daß der große Imam von Bagdad dich ſegnet. — — — Wo iſt dein Zimmer?“

Ahmed machte ein Zeichen mit zitternder Hand.

„Ah — — — hier alſo,“ fuhr das Geſpenſt fort. „Gut, mein Sohn, ſchlafe in Frieden. Suche mich nicht! Ich würde dich ſonſt töten müſſen. Ich werde hier in einem dieſer Schuhe mich zur Ruhe begeben.“

„In einem dieſer Schuhe?“ ſagte Ahmed. „Imam Efendi, wie kannſt du das?“

„Laß das meine Sache ſein, Ahmed,“ antwortete der

Imam, den ein leichter Huſtenkrampf befiel. „Höre mich an! Du biſt des Todes, wenn du morgen, bevor der Muezzin zum Frühgebete ruft, dein Zimmer verläſſeſt. Du haſt mich verſtanden?“

„Ich habe dich verſtanden, Herr!“ flüſterte Ahmed Agha, der arme Schuſter.

Er trottete in ſein Zimmer und kroch ſchaudernd in ſein Bett, ſeinen alten Leib willig gefräßigen Wanzen zur Nahrung anbietend.

Der Imam von Bagdad aber legte in den Schuh, an dem er gearbeitet hatte, ein Zwanzigpiaſterſtück und ſchlich auf leiſen Sohlen über den Hausflur in das der Werkſtatt gegenüberliegende Gemach, in den Harem, in dem Suleima und die Tante wohnten.

Schon an der Türe empfing ihn die kleine Abenteurerin.

„Mein Bey! Mein ſüßer, lieber Bey! Das haſt du fein gemacht! Ach, wie habe ich dich lieb.“ Mit dieſen Worten zog ſie ihm ſeinen Imambart vom Geſichte und warf ſich in ſeine Arme.

Was alles dieſer Ouvertüre folgte, iſt im Orient nicht viel anders geartet, als in Europa. Nur kann feſtgeſtellt werden, daß es in allen fünf Weltteilen nur wenig, leider nur ganz wenig dermaßen taube Tanten gibt, wie im Hauſe des Schuſters Ahmed Agha in der alten Kalifenſtadt Bagdad.

Ahmed Agha verſchlief das Morgengebet. Als er etwas benebelt noch und etwas befangen endlich in die Werk-

ſtatt kam, hantierte Suleima ſchon eifrig am Kohlenfeuer, um das Frühſtück, das aus geſüßter Milch beſtand, zu bereiten.

Das große Silbergeldſtück in dem halbfertigen Schuh glänzte, von einem Strahle der Morgenſonne getroffen, dem Schuſter in die Augen.

„Was iſt denn das?“ rief er aus, beſann ſich dann aber und ſteckte das Geldſtück raſch in ſeinen Gürtel.

„Haben Sie gut geſchlafen, lieber Onkel?“ fragte Suleima.

„Paſſabel, paſſabel, mein Kind,“ meinte der Alte. „Und du, mein Täubchen? Die Herdglut hat deine Wangen gerötet!“

„Herrlich, Onkel, geradezu herrlich,“ ſagte die Kleine.

Er tätſchelte ſeine Nichte. „Recht ſo! recht ſo! Jugend muß ruhigen und geſunden Schlaf haben.“

Dann begann die alltägliche Arbeit. Suleima ging in den Harem, doch war ihre Langeweile etwas durch Erinnerung gewürzt.

In der nächſten Nacht hörte der Schuſter die Werkſtattüre gehen und bald darauf eine tiefe Stimme rufen: „Ahmed Agha, dein Haus ſei geſegnet. Bleibe in deinem Bette, damit ich dich nicht töten muß.“

Und Ahmed Agha zog die Decke über ſeinen Kopf und blieb ſchaudernd in ſeinem Bette.

Nach einigen Monaten, in denen der Imam von Bagdad ſehr häufig das Haus des Ahmed Agha durch ſeinen Beſuch geſegnet hatte, traf ihn der Schuſter wieder einmal,

als er spät abends heimkam. Die vielen zwanzig Piasterstücke hatten Ahmed die Erfüllung aller seiner alkoholischen Wünsche ermöglicht. Er war zum vollendeten Trinker geworden.

Der Imam saß, wie in der ersten Nacht, auf dem kleinen Stuhl der Werkstatt des Schusters.

„Höre mich, Ahmed, mein Sohn," begrüßte das Gespenst den Eintretenden, „ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen. Du weißt, daß ich ein zum ewigen Wandern verdammtes Gespenst bin."

„Ja, ich weiß es, Herr," sagte der Schuster.

Das Gespenst fuhr fort: „Ich kann wohl erlöst werden und der Engel deines Schicksals würde für dich eine gute Tat in das Buch deines Lebens schreiben, wenn du mir ein weibliches Wesen deines Hauses zur Frau gibst. Verstehst du das?"

„Ja, Herr, ich verstehe dich wohl," sagte der Schuster, „ich werde dir meine Schwester bringen. Sie ist zwar taub, aber sehr liebenswürdig . . ."

Das Gespenst schüttelte sich. Mit Donnerstimme brüllte es den entsetzten Schuster an: „Willst du des großen Imams spotten, du Sohn eines Hundes. Glaubst du, ich habe Lust, mich durch diese alte Schachtel erlösen zu lassen. Deine Nichte will ich. Bring sie sofort!"

„O, habe Gnade mit mir, Imam Efendi, habe Gnade! Was willst du mit Suleima tun? Ein Gespenst kann doch keine Frau haben. Du wirst sie totbeißen oder ihr Blut aus ihrem Halse saugen."

„Mein lieber Ahmed Agha, ich nehme deine Nichte ja nur dann zur Frau, wenn sie selbst will. Gehe hinüber und frage sie.“

„Sie selbst will,“ stotterte Ahmed, „Herr, da irrst du dich, sie wird sich lieber erhängen, als ein Gespenst, Ew. Exzellenz haben diesen häßlichen Ausdruck selbst benützt, als ein Gespenst heiraten.“

„Geh!“ rief der Imam.

Mit schlotternden Knien kehrte Ahmed nach einigen Minuten in die Werkstatt zurück und sagte tonlos und ganz gebrochen: „Imam Efendi, sie will.“

Jeder Sitte spottend, kam nun auch Suleima selbst in die Werkstatt. Ahmed schlug die Hände über den Kopf zusammen: Mein Kind, mein Kind, du wirst in den Armen eines furchtbaren Gespenstes sterben.“

„Nein, Onkel,“ sagte Suleima hinter ihrem dichten Schleier, „wenn ich den Imam recht lieb habe, wird er wohl bald in die ewige Ruhe einziehen und ich kehre dann reich beschenkt und fröhlich zu dir zurück.“

„Gott segne dich, mein Kind,“ flüsterte Ahmed Agha.

Suleima warf sich in die Arme ihres Onkels und nahm Abschied. Der Imam entschuldigte sein jeder Form widersprechendes Verhalten bei der Werbung damit, daß er als Gespenst den Fesseln irdischen Tuns entrückt sei, nahm Suleima bei der Hand, führte sie aus dem Hause und verschwand sehr bald im Dunkel der Straße.

Die Tante war gar nicht geweckt worden.

Ahmed Agha fand am nächsten Morgen in einem Schuh

fünf Goldstücke, was ihn mit der finanziellen Zukunft seiner Nichte wesentlich versöhnte.

Nach weiteren wenigen Monaten saß Ahmed Agha mit seinen Freunden im Café. Er hatte eine Postkarte bekommen, die aus Kerbela an ihn gerichtet war. Er bat den Cafétwirt, sie ihm vorzulesen. Und da stand geschrieben: „Der Imam von Bagdad und Suleima grüßen Ahmed Agha und laden ihn ein, das Gespensterkind sich anzusehen."

„Was soll das heißen?" fragte der Cafétwirt.

„Was soll das heißen?" fragte Mehmed Ali, der Bazarschuster.

„Was soll das heißen?" rief mit zornig rotem Kopf Mustafa Efendi, der am Nebentische saß.

„Was soll das heißen?" riefen sie alle, die Kaffee tranken, und rückten näher an Ahmed Agha heran. Da erzählte Ahmed Agha die Geschichte vom Imam von Bagdad ausführlich und genau. Das Gelächter aber, das nun losbrach, tönte bis an die alten Mauern von Babylon.

Heimat

über Ejub lag der Abend.

Durch die schweren, schwarzen Zypressen, die den schönsten Friedhof der Welt erfüllen, stahlen sich die letzten goldnen Strahlen der Sonne, und huschten mit glimmerndem Glanz über die Gräber, vergoldeten die alten Steine, glitten schmeichelnd über die verwitterten Inschriften, die von Gottes Gnade und Barmherzigkeit reden, und sanken dann von der Höhe des Friedhofes herab zum Goldenen Horn, wo sie mit den Möwen um die Wette die träge blaue Flut streiften.

Wo sie dann weiter hineilten, weiß ich nicht zu sagen. Vielleicht in die Herzen alter Menschen, die im Abend stehen und die Sonne trinken wollen. Die Jungen sehen das Morgenrot und die in der Mitte des Lebens bewegen sich in Mittagsglut. Sie wissen aber beide nicht, wie schön das ist. Oder nur wenige wissen das — nur ganz wenige. Die Alten aber sind sparsamer und bewußter geworden. Wie viel Leid ist nötig, bis man der Sonne bewußt wird!

über Ejub lag der Abend.

Und auf einem Grabstein saß ein Mann. Ein Deutscher. Der träumte.

War sonst ein Mensch der Tat und des festen Zugreifens und nützte den Tag. Verschob nichts von heute auf morgen und wußte, daß uns nichts gegeben wird ohne Arbeit, ohne Schweiß — fast nichts ohne Schmerz. Hatte sich

in die Arbeit im fremden Lande geworfen mit ſtarken Fäuſten und einem frohen Willen und hatte geſchafft.

Aber ſein Herz war in der Heimat geblieben. Es wohnte in einem kleinen Hauſe an rebenſchwerem Hügel bei einem anderen Herzen. Und dieſes andere gehörte einer ſüßen, kleinen Frau mit großen braunen Augen und dunklen, wuſcheligen Haaren. Dieſe ſüße kleine Frau aber hatte nicht nur das Herz des großen deutſchen Mannes. Sie hatte alles, was ſein war. Seine Träume und ſeine Hoffnungen, ſeine Schmerzen und ſeine Enttäuſchungen, ſeine Pläne und ſeine Sorgen. Alles, alles hatte er der kleinen Frau gegeben. Und ſie hatte alles genommen und hütete es und hatte ihn ſo lieb, den großen deutſchen Mann in der Fremde.

Und ſie lebte doch ein gefeſſeltes Leben, hatte Mann und Kinder und Sorgen und Arbeit.

Was wollte der große fremde Mann bei ihr?

Da war er in die Welt gezogen.

Sie hatten ſich noch lieb gehabt ein einziges Mal und fühlten, daß das nicht Sünde war. Es war Erfüllung und war ein Geſchehen mit dem großen Recht, das Liebe gibt.

Das war ein Abſchied vor fünf Jahren.

Und heute war eine Zeit abgelaufen, eine deutlich erkennbare Spanne Zeit. Heute hat ihn ein Telegramm getroffen, aus der Heimat, aus dem kleinen Hauſe.

Wie er es vor ſich ſah! Da mochte jetzt das Laub ſchon rot ſein und ſchwere Trauben mochten an den Reben hängen. Im kleinen Garten blühen Aſtern und Geor-

ginen und weit unten dämmert die Stadt, die große Stadt, im Dunſte dieſes Herbſtabends.

Im kleinen Haus ſind die Läden geſchloſſen. Die Gartentür iſt verſperrt, der alte Zaun ſchläft im wuchernden Buchsbaum.

Heimat! Ja — wenn es ſeine Heimat wäre!

Er hat gewartet fünf lange Jahre, auf etwas, was er ſich nicht denken konnte, auf ein Glück, auf eine Freiheit, die ſich plötzlich auftun ſollte, wie ein Portal zu einem Saal voll Feſtesglanz und Freude. Er hat gearbeitet und gehofft.

Müde lehnte er den Kopf an einen der hochaufragenden Steine. —

Und die Freiheit kam — mit einem Male. Aber die Tür, die ſich öffnete, führte in ein anderes Reich, dahin, wo kein Rufen mehr zurückklingt, kein Gedanke mehr zurückflieht.

Die Freiheit des Todes hatte das kleine Haus beſucht. Die ſüße, kleine Frau, zu ſchwach für das harte Leben, war plötzlich geſtorben. über Nacht, wie eine Blume, die der Froſt erdroſſelt.

„Wofür habe ich gelebt, gekämpft, geſchafft?“ dachte ſich der große deutſche Mann. „Wofür?“ Nun iſt der Traum zu Ende.

Schwer ſtützte er ſich auf den grauen Stein und ſchluchzte wie ein Kind. —

Die letzten Sonnenſtrahlen waren in das Goldene Horn geſunken. Raſch kam die Nacht.

Die düſteren Schatten des Abends trank das Dunkel. Wie ein Seufzen ging es durch die Zypreſſen, wie ein letztes Seufzen, das fern in der Heimat einer Bruſt entflohen war und die weite Reiſe flog, bis es in den Trauerbäumen von Ejub ſeine Ruhe fand.

Da ſprach die Nacht zu dem einſamen Manne: „Du haſt recht! Nun iſt der Traum zu Ende.“

Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig

Gleichzeitig erſcheint:

Die Türkei

Ein Groß-Quartband mit über 200 Abbildungen

Zuſammengeſtellt und herausgegeben von

Franz Karl Endres

In leichtem Pappband M. 2.—, in Leinenband M. 3.—

Wer von der Türkei einen unmittelbaren Eindruck gewinnen will, eine lebendige Anſchauung ſeiner Natur- und Kunſtſchönheiten, der ganz immenſen Fülle des Schönen, Merkwürdigen, Eigenartigen, Mannigfaltigen der Länder, der Menſchen und Völker des türkiſchen Orients, dem wird dieſer Band mit ſeinen 200 auserleſenen Bildern ausgezeichnete Dienſte leiſten. Das Buch will durch die Fülle ſeiner Bilder die unmittelbare Kenntnis von dem Lande vermitteln, mit dem ſich das allgemeine deutſche Intereſſe in letzter Zeit ſo eingehend beſchäftigt, von dem Lande, das ganz naturgemäß uns noch fremd iſt und doch nicht fremd bleiben ſoll.

Die Bilder ſind zum Teil Aufnahmen des Verfaſſers und ſeiner militäriſchen Freunde, zum Teil ſtammen ſie aus Privatbeſitz bekannter Türkeiforſcher, die in Erkenntnis der kulturellen Bedeutung unſerer Veröffentlichung dem Verfaſſer eine große Anzahl wertvoller Originalaufnahmen zur Verfügung ſtellten.

Durch den außerordentlich billigen Preis iſt die Anſchaffung dieſes lehrreichen, höchſt aktuellen und doch in ſeinem Werte die Gegenwart überdauernden Werkes auch dem Minderbemittelten möglich gemacht.

Delphin-Verlag München

Gleichzeitig ist erschienen:

Bey Oghlu

Türkische Frauen

Ihr Leben im Harem
und im Spiegel türkischer Erzählungen

Mit 18 Abbildungen. Geheftet M. 1.80, gebunden M. 2.80

Der Verfasser ist ein bekannter Orientkenner, der viele Jahre lang in der Türkei gelebt hat und Gelegenheit hatte, nicht nur mit den Führerinnen der türkischen Frauenbewegung zusammenzukommen, sondern auch in die türkische Gesellschaft Eingang fand. Die anziehenden Schilderungen behandeln den ganzen Lebensumkreis der türkischen Frau, die Stellung des Propheten zu den Frauen, die Schleierfrage, sie zeigen uns, wie es im Harem, hinter den Kafes, den holzvergitterten Fenstern, ausschaut, machen uns mit den intimen Familiengebräuchen, wie Brautschau und Hochzeit vertraut, legen die rechtliche Stellung der Frau dar, sprechen von der Sklaverei und der Frauenbewegung. Eine wertvolle Ergänzung finden diese Kapitel durch eine Zusammenstellung der Koranstellen, die über die Liebe und Ehe handeln, und so das Gesagte illustrieren.

Den Schluß des Bandes bilden einige Erzählungen der bekanntesten türkischen Dichter der Gegenwart, der Hussein Dschahid, Halid Sia, Mehmed Reuff u. a., die alle sich mit der Psychologie der türkischen Frauen beschäftigen und darum wie dazu geschaffen sind, um in diesem Rahmen dem deutschen Publikum zugänglich gemacht zu werden.

Eine wertvolle Beigabe bilden die 18 Abbildungen aus dem Lebens- und Wirkungskreis der türkischen Frau.

Delphin-Verlag München

Zwei Bücher von Hanns Johſt

Der junge Menſch

Ein ekſtatiſches Szenarium

Geheftet M. 2.—, geb. M. 3.—, Vorzugsausgabe M. 12.—

Dieſes Buch iſt das fauſtiſche Bekenntnis der Jugend von heute. Der junge Menſch ſchleudert ſich aus der Schulſtube heraus in das Leben. Alle Gegenſätze, alle phyſiſchen und pſychiſchen Motive des gewöhnlichen Erlebens werden ſeiner Parſevalſehnſucht und -Erwartung bittere Stationen. Durch Kneipe und Sanatorium, durch Andacht und Überhebung — nach einer ſelbſtherrlichen Einſamkeit bekennt ſich der junge Menſch zum Segen der Gemeinde, ſtürzt ſich zur Pflicht, zur Arbeit! — In ſchlichte, knappe und überzeugende Szenen iſt dieſes bunte Evangelium einer Jugend geſtellt.

Wegwärts

Gedichte

Geheftet M. 1.50, geb. M. 2.50, Vorzugsausgabe M. 12.—

Der Weg eines guten Teils unſerer zukünftigen deutſchen Jugend iſt in dem Bande ‚Wegwärts' durch wenige markante Gedichtmonumente bezeichnet ... Autoraſerei füllen breit, überbreit den Beginn. Prachtvoll, bildhaft, hinreißend gegeben. Die Wolluſt der Motore, das Wüten der Kolben, die ſauſende Seligkeit, die hinterherheulende Nacht, das Einfreſſen des Wagens in die Finſternis, das Funkengeifern, das Zurückfallen der Schatten der Dörfer in den ſchwarzen Schoß des Abends, die hämmernde Heimatloſigkeit — das konnte nur ein Dichter erleben, nur ein Dichter in Wort und Bild zwingen. Hans Franck

Delphin-Verlag München

Zwei Bücher von A. M. Frey:

Solneman der Unsichtbare

Satirischer Roman

Mit 12 Holzschnitten von O. Nückel

Pappband M. 6.—, Halbl. M. 9.—, Vorzugsausg. M. 25.—

Eugen Kalkschmidt in der Frankfurter Zeitung: „Ein komischer Kleinstadtroman. Ich habe lange kein modernes Buch gelesen, das so leicht und frei wie dieses auf Dichterschwingen über Dichterslande trägt... Trotz Krieg und Kriegsgeschrei dürfen wir wohl für eine kleine Weile uns an der närrischen Welt ergötzen, wie sie Frey erfaßt. Denn die Torheit stirbt nicht aus, wenn die Geschütze donnern und es ist erlösend gerade in ernsten Tagen, sich an der heiteren Erkenntnis unsterblicher Torheiten und Schwächen beherzt wieder aufzurichten."

Dr. E. Korrodi in der Neuen Züricher Zeitung: „Diesem wirklich witzigen und ungequälten, weil dichterischen Roman der Kleinstädterei hat der Maler Otto Nückel ebenbürtige Holzschnitte zugesellt, so daß ‚Solneman der Unsichtbare' ein rechtes Lieblingsbuch für Freunde eines Humors werden dürfte, der auf den Kopf steht, ohne ihn zu verlieren."

Dunkle Gänge

Zwölf Geschichten aus Nacht und Schatten

Geheftet M. 3.—, Halbleder M. 4.50

Paul Zech im Berliner Tageblatt: „Fast jede der zwölf Geschichten bohrt ein Extrem an, das die letzten Enden der Nerven berührt und aufpeitscht zu unerhörten Sensationen, das Märchenhafte ins Grausige, Exzentrische, phantastisch Verstiegene und übermenschlich Visionäre umwandelt. Telepathie, Magnetismus, Hellsehen und Autosuggestionen sind die Hilfsmittel."

Delphin-Verlag München

Princeton University Library
32101 067123081